

**„Männer sind Schweine!“:
Negative Auswirkungen von Geschlechtsstereotypen
auf Männer**

Bachelorarbeit

zur Erlangung des akademischen Grades
Bachelor of Science im Studiengang Psychologie
an der

FernUniversität in Hagen

Fakultät Kultur- und Sozialwissenschaften
Institut für Psychologie / Lehrgebiet Sozialpsychologie

vorgelegt von
Sandra Hermann

Matrikelnr.: 7670036
Betreuer: Dr. Toni-Alexander Ihme
Eingereicht: 10.07.2013

Danksagung

Für Jörg.

Du bist mein Motor, mein Antrieb und meine Inspiration.

Ohne Dich hätte ich meinen Weg nicht gefunden und mein Ziel nicht erreicht.

Ich danke Dir für deine Geduld, deinen Zuspruch,
deinen Glauben an mich und deine Entbehrungen.

Ich liebe Dich.

Inhaltsverzeichnis

1	Zusammenfassung	5
2	Einleitung	6
3	Theoretischer Hintergrund	8
3.1	Aktuelle Situation	8
3.2	Entstehung und Definitionen von Vorurteilen, Stereotypen und Geschlechtsrollen	9
3.2.1	Kategorisierung und Einstellung	10
3.2.2	Vorurteile	11
3.2.3	Stereotype	12
3.2.4	Geschlechtsstereotype und Geschlechtsrollen	13
3.3	Warum „alle Männer gleich“ sind	15
3.4	Männer sind anders - Frauen auch	16
3.5	Wann ist ein Mann ein „richtiger“ Mann?	17
4	Fragestellung	19
5	Methodisches Vorgehen	19
5.1	Auswahlkriterien	20
5.2	Ein- und Ausschlusskriterien	20
5.3	Ausgewählte Literatur	21
6	Ergebnisse	22
6.1	Negative Auswirkungen durch Geschlechtsstereotype	23
6.1.1	Stereotype Threat	23
6.1.2	Festhalten an traditionellen Geschlechtsstereotypen	28
6.1.3	Abweichendes geschlechtsstereotypes Verhalten	36
6.2	Negative Auswirkungen durch Diskriminierung	38
6.2.1	Bestrafung	40
6.2.2	Männer als Opfer	42
6.2.3	Versagen von Unterstützung	46
7	Diskussion	48
7.1	Grenzen der Untersuchung und weitere Implikationen	49
7.2	Fazit und Ausblick	50
8	Literaturverzeichnis	52

Inhaltsverzeichnis

9	Anhang.....	57
10	Pressemitteilung	59
11	Erklärung	60

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Dreikomponentenmodell der Einstellung nach Breckler (1984).....	11
Abbildung 2: Weltweite Selbstmordraten im Verlauf der letzten 50 Jahre (WHO)...	34
Abbildung 3: Selbstmordraten im Jahr 2000 nach Alter und Geschlecht weltweit (WHO).....	34

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Bipolare männliche und weibliche Stereotype.....	17
Tabelle 2: Number of suicides by age group and gender. Germany, 2010 (WHO)..	35
Tabelle 3: Ausgewählte empirische Artikel.....	57

1 Zusammenfassung

Die Begriffe Vorurteile und Stereotype werden meist in Zusammenhang mit benachteiligten oder marginalisierten Gruppen verwendet. Dass für die Betroffenen dadurch Benachteiligungen entstehen und eine Ungleichbehandlung statt findet würde wohl kaum jemand bezweifeln. Dass Stereotype sich genauso negativ auf Männer - die gesellschaftlich dominante Gruppe - auswirken können, wurde bisher weitgehend übersehen. Dabei scheinen Männer sogar in doppelter Hinsicht unter negativen Auswirkungen von Stereotypen zu leiden: einerseits, wenn sie den gängigen Stereotypen entsprechen, andererseits aber auch, wenn sie dies nicht tun. Zudem lässt sich aufzeigen, dass für die Gruppe der Männer negative Auswirkungen nicht nur von negativen Stereotypen ausgehen, sondern dass auch Stereotype, die zunächst nicht als negativ gelten, durchaus negative psychische und physische Auswirkungen auf Männer haben können. Der Druck, den die Erfüllung der männlichen Geschlechtsrolle mit sich bringt, kann erhebliche Auswirkungen auf das seelische und körperliche Wohlbefinden von Männern haben. Zudem erfahren Männer in vielen Bereichen des täglichen Lebens Benachteiligungen und Ungleichbehandlung allein aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht. Bestimmte Eigenschaften oder Rollen, wie zum Beispiel die Opferrolle, werden ihnen abgesprochen. Andere Attribute hingegen – wie zum Beispiel Härte und Stärke – werden überbetont. Hieraus resultieren unter anderem härte und schnellere Bestrafungen oder Sanktionen. Empathie und soziale Unterstützung gegenüber Männern bleiben dadurch häufig versagt.

2 Einleitung

*„[...] Männer sind Schweine.
Traue ihnen nicht mein Kind.
Sie wollen alle nur das Eine,
weil Männer nun mal so sind.*

*Ein Mann fühlt sich erst dann als Mann,
wenn er es Dir besorgen kann.
Er lügt, daß sich die Balken biegen,
nur um Dich ins Bett zu kriegen.*

*Und dann am nächsten Morgen weiß er,
nicht einmal mehr wie Du heißt.
Rücksichtslos und ungehemmt,
Gefühle sind ihm völlig fremd.*

*Für ihn ist Liebe gleich Samenverlust.
Mädchen, sei Dir dessen stets bewußt.*

*Männer sind Schweine.
Frage nicht nach Sonnenschein.
Ausnahmen gibt's leider keine.
In jedem Mann steckt doch immer ein Schwein[...]"*

*Background-Gesang:
„Linke Schweine, fiese Schweine,
eklige Schweine, fiese Schweine,
dumme Schweine, dumme Schweine,
geile Schweine, geile Schweine[...]"*

(Auszug aus dem Liedtext „Männer sind Schweine“ von Die Ärzte aus songtexte.com)

1998 veröffentlichte die deutsche Punkrockband *Die Ärzte* ihren Hit „Männer sind Schweine“. Bis heute hat dieses Lied nicht an Popularität verloren und steht nach wie vor auf der Playliste der deutschen Radiosender oder ist auf diversen Veranstaltungen zu hören.

Als dieses Lied wieder einmal im Radio gespielt wurde äußerte mein 11-jähriger Sohn seinen Unmut über den Liedtext: Er fragte, warum es überhaupt erlaubt sei, so schlechte Dinge über Männer zu singen und warum in diesem Lied behauptet wird, dass alle Männer so sind. Es seien bestimmt nicht alle Männer so wie in diesem Lied besungen wird, aber die meisten Leute würden dieses aufgrund des Textinhalts annehmen. Das schlimmste für ihn war, dass die Leute von *ihm* das ja dann auch denken werden, wenn er einmal ein Mann ist.

Bis dahin hatte ich mir nie ernsthaft Gedanken über die Bedeutung des Inhalts dieses Liedes gemacht. Ich nahm es – wie vermutlich die meisten – mit Humor. Dennoch war ich erstaunt über die Betroffenheit meines Sohnes und fing an, mir Meinungen und Gespräche über Männer genauer anzuhören. Ich wollte wissen, ob der Inhalt des Liedes Auswirkungen auf die Meinung über Männer hat und was beziehungsweise wie über Männer allgemein gedacht wird. Ich forderte alle möglichen Personen die mir über den Weg liefen auf, den Satz: „Männer sind...“ zu vervollständigen. Bis auf wenige Ausnahmen lautete die Fortsetzung des Satzes von den Befragten: „Schweine!“ und die wenigen Ausnahmen fanden zu meinem Bedauern auch keine oder kaum nette Worte über Männer: nutzlos, faul, dumm, schlechte Verlierer, unsensibel, Machos, Weicheier. Als positive Eigenschaften wurden lediglich stark, sportlich und erfolgreich genannt.

Bestürzt über diese Aussagen und Meinungen entschied ich mich für eine wissenschaftliche Betrachtung von Untersuchungen über Stereotype in Bezug auf Männer und deren negativen Auswirkungen. Diese sollen in der vorliegenden Arbeit dargestellt werden.

Im weiteren Verlauf wird zunächst der aktuelle Forschungsstand zum gewählten Thema dargelegt. Zum besseren Verständnis werden die Begrifflichkeiten Vorurteile, Stereotype und Geschlechtsrollen erklärt, voneinander abgegrenzt und die Entstehung von Geschlechtsstereotypen erläutert. Männliche Geschlechtsstereotypen werden benannt und mögliche Auswirkungen von Stereotypen erläutert.

In Kapitel 5 wird das Methodische Vorgehen dargelegt, anhand welcher Kriterien und in welchen Datenbanken entsprechende wissenschaftliche Literatur recherchiert wurde. Anschließend werden die Ergebnisse zu dem Thema dargestellt, erläutert und abschließend diskutiert.

3 Theoretischer Hintergrund

3.1 Aktuelle Situation

Männer gelten in unserer Welt als gesellschaftlich dominante Gruppe. Die überwiegende Mehrzahl der einflussreichsten Persönlichkeiten in Politik und Weltwirtschaft sind nach wie vor Männer. Es ist daher nicht verwunderlich, dass in der bisherigen Forschung Stereotype, Vorurteile und Diskriminierung vornehmlich in Bezug auf Minoritäten und gesellschaftlich marginalisierte Gruppen, wie zum Beispiel Afroamerikaner, Frauen oder Homosexuelle untersucht wurden. Stereotype über und deren negative Auswirkungen auf gesellschaftlich dominante Gruppen, wie zum Beispiel Männer, wurden bisher weitgehend vernachlässigt. Männer gelten als privilegiert und mächtig. Wie also könnten diese privilegierten Gruppen unter Vorurteilen oder Stereotypen leiden oder gar durch diese benachteiligt werden? Paradoxerweise scheint aber schon diese stereotype Annahme über mächtige, erfolgreiche Männer selbst Auswirkungen auf die vernachlässigte Forschungssituation in Bezug auf Männer zu haben: Haben Stereotype Annahmen über mächtige Männer bisher eine ausführliche Erforschung der negativen Auswirkungen von Stereotypen über Männer verhindert?

„Verglichen mit der Frauenforschung ist die Männerforschung ein exotischer Randbereich in der Wissenschaft und nach wie vor gibt es hierfür keine einzige Professur in Deutschland....Paradoxon, dass in einer Wissenschaftswelt, die von Männern dominiert wird, die ureigensten Fragen der Männlichkeit erst zuletzt und äußerst zögerlich angegangen wird. Besonders männliches Leiden ist als Gegenstand wissenschaftlichen Forschens weitgehend ausgespart geblieben – fast so, als Gäbe es ein solches Leiden gar nicht.“ (Brandes, 2001, Seite 20)

Die Mehrzahl der Männer weltweit sind keine einflussreichen Manager oder Politiker. Sie bekleiden keine Ämter in Aufsichtsräten und haben keinen direkten Einfluss auf Politik und Weltwirtschaft, sondern sind „ganz normale“ Menschen. Sie arbeiten auf dem Bau, in der Landwirtschaft, in der Industrie und im Handel. Männer üben nicht nur bei der Polizei, als Feuerwehrleute oder Soldaten die gefährlichsten und härtesten Berufe aus. Sie haben beruflich und privat ebenso mit ganz alltäglichen sozialen und emotionalen Problemen zu kämpfen wie andere Bevölkerungsgruppen auch.

„[...] die meisten Männer fühlen sich nicht privilegiert. Und die meisten Männer fühlen sich nicht mächtig.“ (Connell, 1999, Seite 13)

Zahlen von statistischen Erhebungen zu Todesursachen, Gesundheitsverhalten, Obdachlosigkeit, Lebenserwartung, Scheidungs- und Sorgerechtsverfahren, Suizid, sowie Kriminal- und Opferstatistiken (vgl. Punkt 6) belegen Connells Aussage. So begehen beispielsweise dreimal mehr Männer als Frauen Suizid, Männer sterben dreimal häufiger an Unfällen als Todesursache, die Lebenserwartung von Männern beträgt durchschnittlich ungefähr 6 Jahre weniger, als die der Frauen, Männern wird nur in 6% der Sorgerechtsfälle das Sorgerecht für ihre Kinder zugesprochen, die Zahl der Männer unter den Obdachlosen beträgt ca. 70% (siehe auch Punkt 6.1.2). Diese Zahlen sprechen nicht für Macht und Privileg.

Ob und inwiefern Vorurteile, Geschlechtsstereotype und Geschlechtsrollen für diese Tatbestände mitverantwortlich sein könnten, sollen im weiteren Verlauf der Arbeit dargelegt und diskutiert werden.

3.2 Entstehung und Definitionen von Vorurteilen, Stereotypen und Geschlechtsrollen

Dass Vorurteile, Stereotype und soziale Rollen unser Denken und Verhalten beeinflussen dürfte jedem Menschen mehr oder weniger bewusst sein. Auf welche Art und in welchem Umfang diese sozialen Konstrukte sich auf unser Verhalten und Erleben auswirken jedoch weniger. Um die möglichen Auswirkungen von Stereotypen auf Personen oder in unserem Fall auf Personengruppen verständlich darlegen zu können, ist es vorab notwendig zu klären, was Stereotype, Vorurteile und Ge-

schlechtsrollen sind, wie diese Begriffe voneinander abzugrenzen sind, beziehungsweise in welcher Beziehung diese sozialen Konstrukte zueinander stehen.

Sowohl in der allgemeinen, als auch in der Fachliteratur werden Vorurteile, Stereotype und Geschlechtsrollen meistens nicht klar voneinander abgegrenzt oder sogar synonym verwendet. Dies resultiert einerseits vermutlich aus einer unüberschaubaren Fülle an uneinheitlichen, zum Teil redundanten Definitionen zu diesen Begriffen aus den Sozialwissenschaften und dem undifferenzierten umgangssprachlichen Gebrauch, andererseits aber auch aus dem engen inhaltlichen Zusammenhang der Begrifflichkeiten. Ein anschauliches Beispiel für eine redundante Verwendung der Begriffe liefert Güttler (2003) in seinen Definitionen zu Vorurteilen und Stereotypen: er bezeichnet Vorurteile als affektive Komponente von Stereotypen und Stereotype als die kognitive Seite von Vorurteilen. Hieraus lässt sich zwar erkennen, dass diese Begrifflichkeiten in engem Bezug zueinander stehen, eine klare Abgrenzung durch diese Definitionen jedoch nicht möglich ist.

Für ein besseres Verständnis werden zunächst Kategorisierungsprozesse und die Komponenten von Einstellung gegenüber Objekten, Personen oder Gruppen erläutert, welche als Grundlage für die Entstehung von Vorurteilen und Stereotypen zu verstehen sind.

3.2.1 Kategorisierung und Einstellung

Wenn wir im Alltag auf andere Menschen treffen, teilen wir diese aufgrund unverkennbarer äußerlicher Merkmale, wie zum Beispiel Hautfarbe, Geschlecht, Kleidung, Sprache, Zugehörigkeit zu einer Gruppe und anderen relevanten Merkmalen, in Kategorien ein. Diese Kategorisierung erfolgt meist unbewusst und dient der schnellen Informationsverarbeitung. Sie reduziert die Komplexität der Welt in überschaubare Einheiten und entlastet somit das kognitive System, indem sie Ordnung und Übersichtlichkeit herstellt (Alfermann, 1996).

Nach der Einteilung einer Person in eine Kategorie nehmen wir anhand unseres Vorwissens und unserer Erfahrungen eine subjektive Bewertung vor und entwickeln somit eine Einstellung gegenüber dieser Person. Eagly und Chaiken (1998) bezeichnen Einstellungen als eine psychische Tendenz, „die dadurch zum Ausdruck

kommt, dass man ein bestimmtes Objekt mit einem gewissen Grad von Zuneigung oder Ablehnung bewertet.“

Einstellungen setzen sich aus einer affektiven, einer kognitiven und einer verhaltensbezogenen Komponente zusammen und wirken sich wiederum entsprechend auf unser Wahrnehmen, unsere Emotionen, unser Denken und unser Verhalten gegenüber dem Einstellungsobjekt aus (Breckler, 1984, siehe Abb. 1).

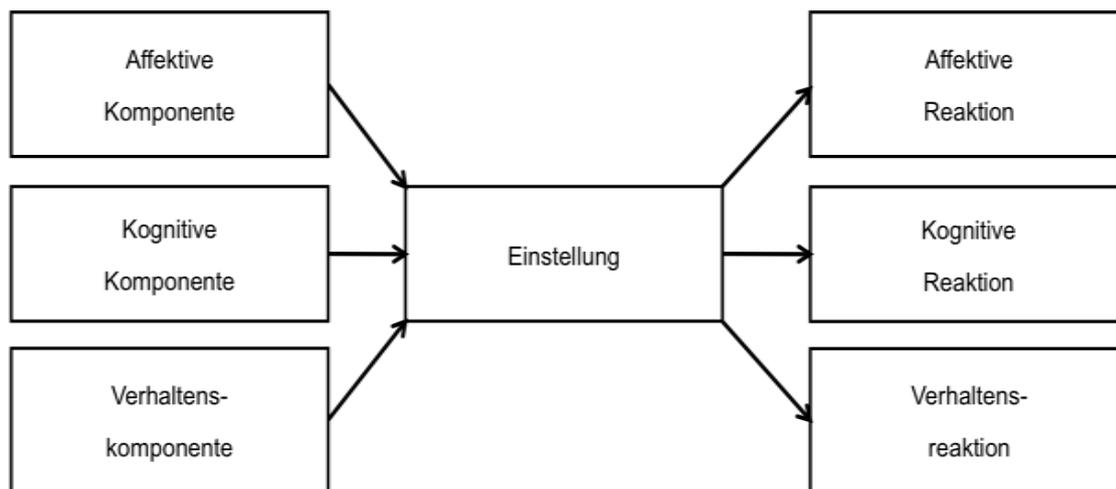


Abb. 1: Dreikomponenten-Modell der Einstellung nach Breckler (1984)

3.2.2 Vorurteile

Nach Aronson, Wilson und Akert (2008) sind Vorurteile ein weit verbreitetes soziales Problem und existieren in allen Gesellschaften weltweit. Sie definieren Vorurteile als feindselige oder negative Einstellungen gegenüber den Mitgliedern einer bestimmten Gruppe allein aufgrund Ihrer Gruppenzugehörigkeit. Vorurteile sind relativ zeitstabil und weisen eine hohe Änderungsresistenz auf. Der Inhalt ist meist negativ wertend (Bierhoff, 1998) und die Opfer von Vorurteilen erfahren nicht selten ein Gefühl der Minderwertigkeit (Aronson et al. 2008). Obwohl es auch positive Vorurteile gibt, betonen die meisten Autoren in der Fachliteratur jedoch die negative Bedeutung von Vorurteilen, so zum Beispiel auch Güttler (2003). Er führt an, dass es auch positive Vorurteile gibt, der Begriff Vorurteil im Allgemeinen jedoch meist

nicht in einem positiven Zusammenhang verwendet wird. Für ihn beziehen sich Vorurteile meist auf negative, extreme Einstellungen und lassen eine rigide Nichtakzeptanz zum Einstellungsobjekt erkennen. Weiterhin bezieht Güttler (2003) sich in seiner Definition von Vorurteilen auf das Dreikomponentenmodell der Einstellung von Breckler (1984) (siehe Abb. 1). Er konstatiert, dass sich Vorurteile im Kern auf affektive Prozesse der Abwertung beziehen, eine gefühlsmäßige Tönung stereotyper Urteile sind und die affektive Komponente des Dreikomponenten-Modells erfüllen.

3.2.3 Stereotype

Mit der Einteilung in eine bestimmte Kategorie, werden Annahmen und Überzeugungen über bestimmte Persönlichkeitseigenschaften der Mitglieder dieser Kategorie aktiviert, ungeachtet dessen, ob diese Annahmen auf die entsprechende Person zutreffen oder nicht. Diese angenommene Korrelation zwischen einer Gruppenzugehörigkeit und bestimmten Persönlichkeitseigenschaften, wobei die Individualität einer Person außer Acht gelassen wird, definieren Stroebe, Hewstone und Stephenson (1996) als Stereotype.

Bleiben wir bei der Definition von Güttler (2003), dann sind Stereotype die kognitive Komponente eines Vorurteils, eine vereinfachte Repräsentation der sozialen Umwelt, ein kognitives Schema zur effektiven Informationsverarbeitung und schnellen Orientierung in der Umwelt, welches auf fehlerhaften und formelhaften Denkprozessen beruht. In Anlehnung an das Dreikomponenten-Modell erfüllen Stereotype die kognitive Komponente von Einstellungen.

Aronson et al. (2008) führen an, dass Stereotype auch als ultimative Attributionsfehler bezeichnet werden können, da es sich hierbei um die Neigung handelt, negative dispositionale Attributionen bezüglich einer gesamten Gruppe von Menschen vorzunehmen.

In ihrer Stabilität und ihrer Änderungsresistenz stehen Stereotype Vorurteilen in nichts nach. Auch bei Stereotypen bedarf es erheblicher Anstrengung, diese zu verändern. Allerdings werden Stereotype nicht vorwiegend in negativem Zusammenhang verwendet. Speziell in Bezug auf das Geschlecht haben wir recht positive Zuschreibungen dafür, wie ein Mann oder eine Frau sein sollte. Frauen werden zum Beispiel positive Eigenschaften wie zart, sensibel und gefühlvoll zugeschrieben.

Männern Eigenschaften wie stark, erfolgreich und durchsetzungsfähig (Wagner-Link, 2009)

Für den weiteren Verlauf dieser Arbeit werden soziale Stereotype zugrunde gelegt. Soziale Stereotype sind sozial geteilte Überzeugungen. Das bedeutet, nicht nur von vereinzelt Personen, sondern von der Mehrheit einer Gesellschaft werden bestimmte Annahmen über bestimmte Gruppen und deren Gruppenmitglieder geteilt und sind daher soziale Konstrukte (Stürmer, 2009).

Stürmer (2009) unterscheidet Stereotype weiterhin in:

- Heterostereotype (Stereotype über Fremdgruppen, also Gruppen, denen man selbst nicht angehört)
- Autostereotype (Stereotype über die Eigengruppe, also der Gruppe der man selbst angehört)
- Selbststereotype (Stereotype die man sich selbst als Angehöriger einer bestimmten Gruppe zuschreibt. Sie sind die Grundlage für die Selbstdefinition im Sinne einer sozialen kollektiven Identität).

3.2.4 Geschlechtsstereotype und Geschlechtsrollen

„Das Wissen um das Geschlecht ist der grundlegende Faktor für Personenwahrnehmung“ (Wagner-Link, 2009, Seite 17).

Das biologische Geschlecht ist ein relevantes äußerliches Merkmal. Bezogen auf die Geschlechtszugehörigkeit bedeutet dies, dass eine Person nicht als Individuum, sondern zunächst einmal als zugehörig zu einem bestimmten Geschlecht, also als Mann beziehungsweise Frau wahrgenommen wird. Allein die Zuordnung zu diesem Geschlecht führt, wie oben bereits erläutert, zu einer Aktivierung bestimmter Annahmen und Erwartungen, die als Stereotype im Sinne von Wahrscheinlichkeitsannahmen wirken und als Rollenerwartungen normativen Charakter tragen können (Alfermann, 1996). Die Zuschreibung von Geschlechtsstereotypen beginnt bereits direkt nach der Geburt beziehungsweise direkt nach Bekanntwerden des Geschlechts des noch Ungeborenen. Schon zu diesem Zeitpunkt werden Mädchen und Jungen unterschiedliche Eigenschaften durch die Eltern zugeschrieben, welche wiederum bestimmte Erwartungshaltungen an das Neugeborene aktivieren und verschiedene Aspekte der Eltern-Kind Interaktion beeinflussen. So beschreibt zum Bei-

spiel Wagner-Link (1997) ein Experiment, in welchem Müttern immer das selbe Schreien eines Babys von einem Tonband vorgespielt wurde. Je nachdem, ob man den Müttern sagte, es schreie ein Junge oder ein Mädchen, beurteilten sie das Weinen des Säuglings anders. Bei vermuteten Mädchen bewerteten die Mütter das Schreien als Angst, bei Jungen als Wut. Es kann davon ausgegangen werden, dass diese Bewertung sich im alltäglichen Umgang mit Kindern entsprechend auf die Reaktionen der Eltern gegenüber den Kindern auswirken könnte – auf Angst reagiert man in der Regel anders, als auf Wut. So betont Wagner-Link (2009) zum Beispiel, dass Jungs schneller und häufiger bestraft werden als Mädchen.

Geschlechtsstereotype und Geschlechtsrollen werden besonders häufig synonym verwendet. Das mag daran liegen, dass jede Zuschreibung von Eigenschaften stets auch eine Erwartung über bestimmte Verhaltensweisen aufkommen lässt. Wird jemand zum Beispiel als aggressiv eingeschätzt, erwartet man von der betreffenden Person kein schüchternes, zurückhaltendes oder beschwichtigendes Verhalten. Geschlechtsstereotype haben insofern Einfluss auf die Geschlechtsrollen, indem durch sie bestimmtes Verhalten erwartet oder erwünscht wird.

„Während Geschlechterstereotype typische Eigenheiten von Männern und Frauen beschreiben und wie Wahrscheinlichkeitsannahmen wirken [...] beinhalten Geschlechterrollen nicht nur die Beschreibung, sondern auch die normative Erwartung bestimmter Eigenschaften und insbesondere Handlungsweisen. [...] Der Begriff der Rolle bedeutet, dass eine Position existiert, an deren Inhaber/Inhaberin bestimmte Erwartungen, die Rollenerwartungen, gerichtet werden. Die Position kann erworben oder zugeschrieben sein. Die Geschlechterrolle ist immer zugeschrieben, sie ist zudem universal und zeitlich immer vorhanden.“ (Alfermann, 1996, Seite 31)

Während Güttler (2003) Geschlechtsstereotype der kognitiven Komponente und Geschlechtsrollen der Verhaltenskomponente im Dreikomponentenmodell der Einstellung zuordnet, unterscheiden Wagner-Link (1997) und Connell (1999) in ihren Erklärungen nicht konkret zwischen den beiden Begriffen. Sowohl Erwartungen als auch das damit verbundene Verhalten werden in beiden Definitionen einheitlich als Geschlechtsrollen bezeichnet.

Als klischeehafte Erwartungen und Vorstellungen an das jeweilige Geschlecht bezüglich dessen Verhalten, Gefühle, Eigenschaften und Einstellungen, welche vor allem durch die vorherrschenden Wertvorstellungen, Einstellungen und Normen einer Kultur oder Gesellschaft geprägt sind und nicht einfach mit dem biologischen Geschlecht identisch sind, beschreibt Wagner-Link (1997) Geschlechtsrollen. Connell (1999) definiert Geschlechtsrollen als ein Bündel allgemeiner Erwartungen, die dem biologischen Geschlecht anhaften. Laut Alfermann (1996) nehmen Geschlechtsstereotype einen bedeutsamen Unterschied zwischen den Geschlechtern an und die Geschlechtsrollen liefern dazu die passende Folie.

Diese geschlechtstypischen Erwartungen werden aber nicht nur anderen zugeschrieben, sondern auch in das eigene Selbstbild übernommen. Geschlechtsstereotype Annahmen dienen sowohl als Vorgabe, aber auch als Rechtfertigung für bestimmtes geschlechtsspezifisches Verhalten. Das eigene Verhalten wird an die Rollenerwartung entsprechend angepasst (Wagner-Link, 2009).

Sowohl Vorurteile als auch Geschlechtsstereotype und Geschlechtsrollen haben einen wesentlichen Einfluss auf die Wahrnehmung, das Denken und das Verhalten von und gegenüber Männern und Frauen - sie bestimmen, was in unserer Gesellschaft als „männlich“ oder „weiblich“ angesehen, erwünscht oder sogar erwartet wird (Prentice & Carranza, 2002).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass nicht einmal in der wissenschaftlichen Forschung eine klare Trennung von Vorurteilen, (Geschlechts-) Stereotypen und Geschlechtsrollen erkennbar ist. Alle drei Konstrukte beschreiben die starren, vorgefertigten Bilder darüber, wie ein Mann oder eine Frau sein sollte - beziehungsweise nicht sein sollte um als männlich oder weiblich zu gelten. In der nachfolgenden Arbeit werden daher die genannten Begrifflichkeiten auch immer wieder synonym verwendet, sowohl wenn es um Eigenschaften als auch um daraus erwartete Verhaltensweisen geht.

3.3 Warum „alle Männer gleich“ sind

Tajfel und Wilkes (1963) fanden in ihrer Untersuchung zur perceptuellen Akzentuierung heraus, dass Unterschiede zwischen Mitgliedern innerhalb einer Kategorie unterschätzt werden, das bedeutet, dass Personen innerhalb einer Kategorie als

ähnlicher wahrgenommen werden, als sie tatsächlich sind. Dies bezeichnet man als Assimilation.

Unterschiede zwischen Personen in unterschiedlichen Kategorien, werden überschätzt, das bedeutet, dass sie als unterschiedlicher wahrgenommen werden, als sie es tatsächlich sind. Hier spricht man von Kontrastierung. Dieses Akzentuierungsprinzip liefert die Basis für die wahrgenommene Homogenität von Fremdgruppen (Stürmer, 2009).

So kommt es dazu, dass wir Männer als ähnlicher wahrnehmen, als sie es tatsächlich sind und beurteilen den Unterschied zwischen Männern und Frauen größer als er in Wirklichkeit ist.

3.4 Männer sind anders - Frauen auch

„Der auffallendste Befund zu Geschlechterunterschieden besteht darin, dass sie sich in den vergangen zwei Jahrzehnten weiter verringert haben.“ (Alfermann, 1996, Seite 160)

Obwohl bei fast allen untersuchten psychologischen Merkmalen, wie zum Beispiel Intelligenz, Aggressionen, Emotionen usw., Geschlechtsunterschiede entweder gar nicht oder nur in sehr geringem Ausmaß nachgewiesen werden konnten (Alfermann, 1996), gehen wir davon aus, dass Männer und Frauen von Grund auf verschieden sind. Mann und Frau werden als komplementär betrachtet und polarisiert (Connell, 1999). Das bedeutet, in unserer Wahrnehmung wird der Mann - und die ihm zugeschriebene Männlichkeit - als Gegenteil zur Frau - und deren Weiblichkeit - angesehen. Schreibt man Frauen Eigenschaften wie schwach, sanft und unterwürfig zu, werden Männern Eigenschaften wie stark, aggressiv und dominant unterstellt. „Männlichkeit wird im Endeffekt als Nicht-Weiblichkeit definiert.“ (Connell, 1999, Seite 90). Was für Männer als erwünscht gilt, ist für Frauen unerwünscht und umgekehrt. Abweichungen vom vorherrschenden Männer-/Frauenbild werden nicht selten mit sozialen Sanktionen belegt (Moss-Racusin, Phelan & Rudman, 2010; Smith & Lewis, 2009).

Auch Kersten (1997) betont die dichotomische Logik des Geschlechtsrollenmodells, in der das männliche und das weibliche Geschlecht als sich ausschließende

und gegenüberliegende Pole nicht nur wahrgenommen, sondern auch sozial erwünscht werden (Beispiel s. Tabelle 1).

Eigenschaften, die für Männer als positiv oder erwünscht angesehen werden, werden als negative Eigenschaften für Frauen betrachtet und umgekehrt. Männern werden eher instrumentale Eigenschaften, Frauen eher expressionale Eigenschaften zugeschrieben (Alfermann, 1996).

Männer positiv	Frauen negativ	Männer negativ	Frauen positiv
stark		schwach	
aktiv		passiv/reaktiv	
unabhängig		abhängig	
hart		weich	
leistungsorientiert		beziehungsorientiert	
aggressiv		sanftmütig	
hartnäckig		nachgiebig	
furchtlos		ängstlich	
Täter		Opfer	

Tabelle 1: Bipolare männliche und weibliche Stereotype

3.5 Wann ist ein Mann ein „richtiger“ Mann?

„Der Status des „richtigen Mannes“ ist an bestimmte Leistungen oder Eigenschaften gebunden“ (Brandes, 2001, Seite 59).

Obwohl die Idealvorstellung darüber, wie ein Mann sein sollte, fast schon mittelalterlich anmutet, ist diese auch heute – im 21. Jahrhundert - noch in vielen Köpfen fest verankert: Wer als „richtiger Mann“ oder „echter Kerl“ gelten will, sollte leistungsorientiert, durchsetzungsfähig, selbstständig, unabhängig, stark, hartnäckig und furchtlos sein. Sein Vorgehen ist von Aktivität, Aggressivität und Dominanz ge-

prägt. Von Gefühlen lässt sich ein richtiger Mann nicht beeinflussen. Er weiß was er will und setzt dies ohne Rücksicht in die Tat um. Sein Körper ist gestählt, er kennt keinen Schmerz, zeigt keine Furcht und keine Schwäche. Unter Einsatz seines Lebens bekämpft er seine Feinde, verteidigt sein Besitz und beschützt die, die ihm Nahe stehen (Benatar, 2012; Brandes, 2001; Connell, 1999; Eckes, 1997; Lorber & Garcia, 2010; Wagner-Link, 2009). All diese Eigenschaften oder Verhaltensweisen werden Männern als positive Stereotype zugeordnet. Sie zeichnen das starke Geschlecht als solches aus.

Eigenschaften wie Gefühlsausdrücke erkennen, Gefühle wahrnehmen, zeigen oder sogar äußern, kommunikativ, mitfühlend und umsorgend sein, Schwächen zeigen und zugeben sind Attribute die eher dem weiblichen, also dem „schwachen“ Geschlecht zugeschrieben werden. Von Männern wird erwartet, dass diese bei ihnen nicht oder nur sehr schwach ausgeprägt sind. Besitzen Männer diese Eigenschaften, sollten sie dies nicht all zu öffentlich zeigen, wenn sie weiterhin als richtiger Mann gelten wollen. Zuwiderhandlung wird geächtet und sozial sanktioniert (vgl. Punkt 6.1.3). Im schlimmsten Fall wird ihnen die Männlichkeit selbst abgesprochen (Moss-Racusin, Phelan & Rudman, 2010; Smith & Lewis, 2009).

Neben diesen Stereotypen, die Männer als statushohe Gruppe auszeichnen, gibt es auch negative Stereotype.

„Untersuchungen zur Furcht vor Kriminalität, speziell vor gewaltsamen Angriffen fördern bei den Befragten ein stereotypes Konstrukt von „gefährlicher Männlichkeit“ zutage (Kersten, 1997, Seite 6).

Männer sind laut den gängigen Stereotypen gewalttätig, gefährlich, kriminell und triebgesteuert. Sie wollen und denken ständig an Sex und Gewalt – dies auch in Kombination (Kersten, 1997). Männern wird grundsätzlich die Täterrolle zugeschrieben, Opfer sein ist weiblich. Zudem wird kriminelles Verhalten bei Männern eher auf personelle (interne) Ursachen, bei Frauen eher auf situative (externe) Ursachen zurückgeführt (Kersten, 1997; Wagner-Link, 2009). Männern wird also eher ein schlechter Charakter unterstellt, Frauen sind Opfer der Umstände. Brownmiller (1975) geht sogar soweit zu behaupten, alle Männer seien potentielle Vergewaltiger.

Über Männer bestehen also ebenso viele - wenn nicht sogar mehr - Stereotype wie über die meisten Minoritätengruppen. Die Vermutung, dass auch Männer von Stereotypen negativ beeinträchtigt werden, liegt daher nahe.

4 Fragestellung

Geschlechtsstereotype und Geschlechtsrollen beschreiben, wie Männer und Frauen sein sollten, wie sie nicht sein sollten, wie sie sich verhalten sollten und wie sie sich nicht verhalten sollten. Anhand Auswertung und Vergleichen von wissenschaftlichen Arbeiten soll im Folgenden untersucht werden, welche Auswirkungen diese sozialen Zuschreibungen und Erwartungen auf Männer haben können. Dazu sollen im Besonderen folgende Aspekte betrachtet werden:

- Wie wirken sich negative Stereotype auf Männer aus?
- Haben Geschlechtsstereotype, auch wenn diese a priori nicht als negativ gelten, negative Auswirkungen auf Männer?
- Wirkt sich nicht stereotypkonformes Verhalten negativ auf Männer aus?
- Welche Auswirkungen können Stereotype auf das Verhalten der Umwelt gegenüber Männern haben?

5 Methodisches Vorgehen

Um wissenschaftlich fundierte Literatur hinsichtlich der oben genannten Fragestellungen zu finden, wurde in einem Zeitraum von März bis Mai 2013 in den Ebscohost Datenbanken

- Psychology & Behavioral Sciences Collection,
- PSYINDEX,
- PsychINFO,
- PsychARTICLES
- ERIC

eine systematische Literaturrecherche gestartet. Unterstützend dazu wurde in den Universitätsbibliotheken Tübingen und Reutlingen nach weiterer Fachliteratur, sowie im Internet nach aktuellen statistischen Auswertungen gesucht.

Folgende Schlagwörter wurden für die Literaturrecherche verwendet: männliche Geschlechtsstereotype, Geschlechterstereotype, male sex stereotypes, Stereotype Threat on men/males, negative Auswirkungen männlicher Stereotype, negative masculinity, negative effects of stereotype threat, male victims, male gender roles, Diskriminierung von Männern, sexism against men/males.

5.1 Auswahlkriterien

Zunächst wurde untersucht, welche Stereotype für Männer existieren. In soziologischen und psychologischen Fach- und Lehrbüchern der Universitätsbibliotheken wurden Erklärungen und Definitionen für Geschlechtsstereotype, Geschlechtsrollen und Vorurteile speziell in Bezug auf Männer gesucht und miteinander verglichen. Leider fanden sich in den meisten Arbeiten über Geschlechtsstereotype ausschließlich Stereotype in Bezug auf Frauen. Über Literaturangaben wurden Fachbücher gefunden, in denen speziell Stereotype über Männer aufgelistet waren.¹

In den oben genannten Ebscohost-Datenbanken wurde zuerst allgemein nach Ergebnissen zu möglichen negativen Auswirkungen von Stereotypen und Geschlechtsrollen gesucht, danach erfolgte die Auswahl der Ergebnisse speziell in Bezug auf Männer, männliche Geschlechtsstereotype und deren Auswirkungen auf die psychische und physische Gesundheit von Männern. Zudem wurden Untersuchungen über soziale Auswirkungen von Stereotypen, wie zum Beispiel Diskriminierung, soziale Ausgrenzung und Benachteiligung von Männer in Deutschland im Internet recherchiert. Erhebungen des Statistischen Bundesamtes, Kriminalstatistiken des Bundeskriminalamtes, Veröffentlichung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, der Gesundheitsberichterstattung des Bundes und der World Health Organisation (WHO) wurden aufgrund relevanter Daten in die Arbeit miteinbezogen.

5.2 Ein- und Ausschlusskriterien

Zu einzelnen Schlagwörtern in der allgemeinen Suche wurde zum Teil eine enorme Anzahl an Treffern aufgelistet, die Schlagwörter wurden daher zum größten

¹ Interessanterweise fanden sich gerade in Büchern die eigentlich speziell in Bezug auf Frauen verfasst waren genauere Angaben über männliche Stereotype, z.B. Wagner-Link (1997): „Frauen zeigen Profil – Weibliche Wege zum Erfolg“

Teil in Kombination verwendet. Um gültige Ergebnisse für die gesamte Gruppe der Männer zu erhalten wurden Untersuchungen die ausschließlich Bezug auf ethnische Gruppen, Homosexuelle und Frauen nahmen, sowie kulturvergleichende Untersuchungen von männlichen Identitäten von vorne herein ausgeschlossen. Eine Ausnahme für diese Ausschlusskriterien wurde lediglich zur Erläuterung bestimmter Phänomene, wie z.B. Stereotype threat, vorgenommen. Des Weiteren kamen aufgrund der vorhandenen Sprachkenntnisse ausschließlich wissenschaftliche Artikel und Fachliteratur in deutscher und englischer Sprache in Betracht.

Zu den Schlagwörtern wurden insgesamt je nach Suchkombination von 0 bis ca. 800 Treffer aufgelistet. Wurden Frauen und Homosexuelle von vorne herein ausgeschlossen lag die Trefferquote je zwischen ca. 0 und 86 Treffern, außer bei der Suche nach Diskriminierung von Männern. Hier ergab die Ergebnisliste immer noch ca. 700 Arbeiten, wobei hier fast ausschließlich Untersuchungen über ethnische, religiöse oder stigmatisierte bzw. marginalisierte Gruppen aufgelistet wurden und daher für diese Arbeit nicht in Frage kamen.

Anhand der Abstracts wurden die einzelnen Arbeiten auf Ihre Relevanz für diese Arbeit geprüft. Insgesamt wurden 13 Artikel ausgewählt. Zudem wurde eine Rückwärtssuche in den Referenzlisten der bereits ausgewählten Arbeiten systematisch auf weitere Hinweise bzw. Relevanz untersucht. Auf diese Weise konnten weitere 10 Artikel als relevant identifiziert werden.

Auch die Bücher von Brandes (2001) und Benatar (2012) wurden in den Ergebnissen der Ebescohost Dateien aufgelistet. Teile daraus konnten in diese Arbeit miteinbezogen werden.

5.3 Ausgewählte Literatur

Für Modelle, Definitionen und Begriffsklärungen, soziologischen und psychologischen Erläuterungen von Geschlechtsrollen, sowie Beschreibungen über aktuelle soziale Situationen und Probleme von Männern wurden soziologische und psychologische Fach- und Lehrbücher von Alfermann (1996), Aronson, Wilson & Akert (2008), Bierhoff (1998), Brengelmann & Hendrich (1990), Brownmiller (1975), Connell (1999), Eagly & Chaiken (1998), Güttler (2003), Kersten (1997), Stroebe, Hewstone und Stephenson (1996), Stürmer (2009) und Wagner-Link (1997; 2009), sowie Artikel von Breckler (1984), Prentice & Carranza (2002), Tajfel & Wilkes

(1963) und das Psychologische Onlinelexikon des Spektrum-Verlages heran gezogen.

Um den wissenschaftlichen Forschungsstand bezüglich der Fragestellung auszuwerten, wurden 23 Artikel als relevant erachtet und flossen in die Arbeit mit ein. Die Artikel stammen alle vorwiegend aus den USA, Kanada und England. Eine tabellarische Auflistung dieser Artikel findet sich im Anhang (vgl. Punkt 10). Zahlen und Fakten für die Situation von Männern in Deutschland konnten lediglich durch Statistische Auswertungen und die Studie von Luy (2003) belegt werden. Die Bücher von Benatar (2012) und Brandes (2001) sowie der Essay von Theunert (2009) und Farrell (2009) im Herausgeberwerk von Gruner und Kuhla lieferten aufschlussreiche Erkenntnisse über Leistungsdruck, Diskriminierung und Opfer-Erfahrungen von Männern, daher wurden auch diese Quellen in die Arbeit mit einbezogen.

6 Ergebnisse

Nachfolgend werden die Ergebnisse der ausgewählten Literatur dargestellt. Im Verlauf der Arbeit stellte sich heraus, dass negative Auswirkungen von Geschlechtsstereotypen in Bezug auf die Gruppe der Männer in wesentlich größerem Umfang bestehen, als vor Beginn der Arbeit angenommen. In dieser Arbeit kann daher lediglich ein Teil der negativen Auswirkungen, den Stereotype und Geschlechtsrollen auf Männer als gesellschaftlich dominante Gruppe haben können, deutlich gemacht werden. Es werden daher überwiegend die zentralen Ergebnisse der ausgewählten Literatur dargestellt. Eine qualitative Auswertung erfolgt lediglich für ausgewählte Artikel, da die qualitative empirische Auswertung jeder einzelnen Studie, oder methodische Vergleiche über Stärken bzw. Schwächen aller aufgeführten Studien, den Rahmen dieser Arbeit sprengen würden. Es soll vielmehr ein Bewusstsein dafür geschaffen werden, wie sehr auch die Gruppe der Männer unter den starren vorgefertigten gesellschaftlichen Normen und Erwartungen leidet und welche Benachteiligungen sie dadurch erfährt. Anknüpfungspunkte für weitere Forschung zu diesem Thema werden dargelegt.

6.1 Negative Auswirkungen durch Geschlechtsstereotype

Negative Auswirkungen durch Stereotype können auf verschiedene Arten entstehen: Übernimmt man stereotype Annahmen über die Eigengruppe in das Selbstbild, können durch Selbst- und Autostereotype innerpsychische Beeinträchtigungen auftreten. Für die Gruppe der Männer wurden diese Auswirkungen bisher in Bezug auf Stereotype threat (z.B. Koenig & Eagly, 2005; Leyens, Desert, Croizet & Darcis, 2000; Steele & Aronson, 1995) und in Bezug auf das Gesundheitsverhalten beziehungsweise auf Inanspruchnahme von (psychologischer) Hilfe und Unterstützung (z.B. Berger, Levant, McMillan, Kelleher & Sellers, 2005; Lorber & Garcia, 2010) untersucht.

6.1.1 Stereotype Threat

Ein möglicher Mechanismus einer innerpsychischen Auswirkung, der im Rahmen dieser Arbeit diskutiert werden soll, ist Stereotype Threat (Steel & Aronson, 1995). Stereotype threat – oder stereotype Bedrohung - ist eine Einschränkung der kognitiven Leistungsfähigkeit aufgrund vorliegender negativer Stereotype für eine Gruppe in einem bestimmten Bereich. Werden diese negativen Stereotype in das Selbstbild übernommen, wirken diese wie eine „sich selbsterfüllende Prophezeiung“ (Steel & Aronson, 1995). Aronson und Steel (1995) untersuchten dieses Phänomen an ($N=114$) afroamerikanischen und weißen Studenten: für die Gruppe der Afroamerikaner besteht das Stereotyp, sie seien durchschnittlich weniger intelligent, als weiße Studenten. Vor Beginn des Testes wurde der Experimentalgruppe dieses Stereotyp explizit vor Augen geführt. Es wurde ihnen suggeriert, es handele sich hier um einen diagnostischen Intelligenztest von afroamerikanischen im Vergleich zu weißen Studenten. Der Kontrollgruppe wurde gesagt, es ginge hier um einen allgemeinen Test der keine diagnostische Relevanz hat. Wie erwartet schnitten die afroamerikanischen Studenten der Experimentalgruppe im Vergleich zu den weißen Studenten deutlich schlechter ab $F(1,107) = 5.22, p < .03$, als die afroamerikanischen Studenten der Kontrollgruppe. Daraufhin wurde eine ganze Reihe von Untersuchungen zu Stereotype threat durchgeführt. Frauen wurden zum Beispiel in Bezug auf ihre mathematischen Fähigkeiten im Geschlechtsvergleich getestet. Auch hier erzielten die Frauen, denen vorher das Stereotyp „Frauen sind nicht so gut in Mathematik“ nochmals suggeriert wurde, sehr viel schlechtere Ergebnisse,

als die Frauen in den Kontrollgruppen ohne vorherige Aktivierung der Stereotype (Steele, 1997). Interessanterweise hat die stereotype Bedrohung signifikant höhere Auswirkungen auf die Personen, die den stereotypisierten Bereich als wesentlich für die eigene Identität oder den eigenen Selbstwert ansehen. Das bedeutet zum Beispiel, dass Frauen, denen eigentlich wichtig ist, gut in Mathematik zu sein, weitaus eher von Stereotype threat betroffen sind, als die Frauen, denen Mathematik nicht so wichtig für die eigene Identität ist (Steele, 1997; Woodcock, Hernandez, Estrada & Schultz, 2012).

Zu Beginn der Erforschung von Stereotype threat wurde davon ausgegangen, dass die Zugehörigkeit zu einer Minorität oder einer benachteiligten Gruppe eine notwendige Voraussetzung für die Wirkungen des Stereotype threat ist. Aronson, Lustina, Good, Keough, Steele und Brown (1999) fanden heraus, dass die Zugehörigkeit zu einer benachteiligten Gruppe eine hinreichende, jedoch keine notwendige Voraussetzung für die Wirkung einer stereotypen Bedrohung ist. Dazu untersuchten sie ($N=23$) männliche kaukasische (weiße) und asiatische Studenten der Stanford University in Bezug auf mathematische Leistungen. Als Teilnehmer wurden Studenten ausgewählt, die sehr gute mathematische Fähigkeiten aufwiesen und denen es für ihre eigene Identität wichtig war, gute Leistungen in diesem Fach zu erbringen. Die Teilnehmer wurden randomisiert in Experimental- und Kontrollgruppe eingeteilt. Den Studenten der Experimentalgruppe wurden zu Beginn der Untersuchung ein Artikel vorgelegt, in dem die überragende Leistung von asiatischen Studenten in Mathematik beschrieben wurde, zudem hielt der Untersuchungsleiter eine kurze Ansprache, in der betont wurde, es sei bekannt, dass asiatische Studenten weitaus bessere Leistungen in Mathematik erbringen, als weiße Studenten. Die Teilnehmer der Kontrollgruppe bekamen weder Artikel noch Ansprache vor Beginn des Tests. Auch hier kam das Stereotype threat zur Wirkung. In der Tat schnitten die kaukasischen Teilnehmer der Experimentalgruppe ($M = 6.55$) deutlich schlechter ab ($F(1,21) = 5.51, p < .01$) als in der Kontrollgruppe ($M = 9.58$). Da diese Studie mit sehr wenigen ausschließlich studentischen Teilnehmern durchgeführt wurde, blieben Zweifel an der Repräsentativität und der Anwendbarkeit der Ergebnisse auf die Gesamtgruppe der Männer.

Es folgten daraufhin weitere Untersuchungen zu Stereotype threat bei Männern als nicht benachteiligte Gruppe in Bezug auf Bereiche, in denen Männer als negativ stereotypisiert gelten, wie beispielsweise auf das Erkennen von Gefühlsausdrücken (Leyens, Desert, Croizet & Darcis, 2000), social sensitivity (Koenig & Eagly, 2005) und auf verbale Fähigkeiten (Hirnstain, Freund & Hausmann, 2012).

Koenig und Eagly (2005) untersuchten ($N=113$) Männer und Frauen der Private Midwestern University auf soziale Sensibilität. Die Teilnehmer wurden dazu zufällig in Experimental- und Kontrollgruppe eingeteilt. Nach Darbietung einer kurzen Videosequenz mit Menschen in Alltagssituationen beantworteten die Teilnehmer den Interpersonal Perception Task-15 (IPT-15), einen Multiple-Choice-Fragebogen mit 15 Items zur Interpretation der in der Videosequenz gezeigten Verhaltensweisen. Der Experimentalgruppe wurde zuvor gesagt, es ginge hier um soziale Sensibilität und das korrekte Erkennen, Verstehen und Beurteilen von verbaler und nonverbaler Kommunikation im alltäglichen Umgang miteinander und wie wichtig diese Fähigkeit sei, um Gedanken und Gefühle anderer zu erkennen und richtig zu interpretieren. Außerdem wurde betont, es sei bekannt, dass Männer in diesem Bereich grundsätzlich schlechter abschneiden würden als Frauen. Der Kontrollgruppe wurde gesagt, in diesem Test würden die unterschiedlichen Arten komplexer Informationsverarbeitung gemessen. Die Auswertung mittels einer 2x2 ANOVA ergab, dass die Männer der Experimentalgruppe schlechter abschnitten als die Männer der Kontrollgruppe $F(1,105) = 4.38, p = .04$, bei den Frauen in der Experimental- bzw. Kontrollgruppe ergab sich kein signifikanter Unterschied in der gezeigten Leistung $F(1,109) = 2.31, p = .13$. Zudem wurde in der Experimentalgruppe eine signifikant schlechtere Leistung der Männer im Gegensatz zu den Frauen gefunden $F(1,109) = 6.37, p = .01$, in der Kontrollgruppe zeigten sowohl Männer als auch Frauen ungefähr die gleichen Leistungen $F(1,109) = 1.24, p = .27$.

Zu vergleichbaren Ergebnissen kamen Leyens et al. (2000) und Hirnstain et al. (2012). Auch in ihren Untersuchungen konnte bewiesen werden, dass Stereotype threat sich im selben Ausmaß auf Männer, also Angehörige sozial dominanter Gruppen, wie auf andere Gruppen auswirken kann.

Im Folgenden werden zwei Studien beschrieben, die nicht in direktem Bezug zu stereotyper Bedrohung bei Männern stehen. Diese Untersuchungen sollen je-

doch ausführlicher betrachtet werden, da aufgrund der Ergebnisse dieser Studien weitere Implikationen von Stereotype threat auf Männer denkbar wären:

Bei der ersten Studie handelt es sich um die Arbeit von Woodcock, Hernandez, Estrada und Schultz (2012). Sie beleuchteten in einer Panelstudie mit ($N=1420$) Teilnehmern aus insgesamt 50 Universitäten und Colleges der USA die Auswirkungen chronischer Stereotypisierung. Um Langzeitkonsequenzen durch anhaltende stereotype Bedrohung zu erforschen, wurden afroamerikanische und lateinamerikanische Studenten in einer Langzeitstudie über drei Jahre zu stereotyper Bedrohung und ihrer Überzeugung davon, eine wissenschaftliche Karriere zu absolvieren, untersucht. Die Vermutung der Autoren war, dass chronische stereotype Bedrohung zu einer Disidentifizierung mit dem stereotypisierten Bereich führt. Das bedeutet, dass die Personen, die anhaltend mit Stereotype threat in einem bestimmten Bereich konfrontiert sind, den stereotypisierten Bereich nach und nach komplett vermeiden beziehungsweise aus ihrer Identität verbannen. Die Ergebnisse dieser Studie waren nicht eindeutig. Für die Gruppe der lateinamerikanischen Studenten konnte diese Hypothese bestätigt werden ($\beta = -.25$, $b = -0.15$, $SE = 0.05$, $p = .001$), nicht jedoch für die Gruppe der afroamerikanischen Studenten ($\beta = -.03$, $b = -0.02$, $SE = 0.06$, $p = .73$). Während die Überzeugung davon, eine wissenschaftliche Karriere zu machen bei den lateinamerikanischen Studenten bei anhaltender stereotyper Bedrohung signifikant gesunken ist, waren die afroamerikanischen Studenten eher davon überzeugt, dass die Bewertung ihrer erbrachten Leistungen von außen nicht valide bewertet wurden, ihre innere Überzeugung darüber, eine wissenschaftliche Karriere erreichen zu können nahm jedoch nicht signifikant ab.

Obwohl die Ergebnisse der Studie nicht eindeutig waren, wären weitere Untersuchungen über die Auswirkungen von anhaltender stereotyper Bedrohung dringend notwendig - besonders in Hinsicht auf nicht benachteiligte Gruppen. Es wäre beispielsweise sehr aufschlussreich herauszufinden, welche Auswirkungen chronischer Stereotype threat auf Männer in Bezug auf das Verhalten in partnerschaftlichen Beziehungen oder Kindererziehung hat. Nimmt das Interesse daran ab oder geben es Männer sogar irgendwann ganz auf, gefühlvolle und liebevoll umsorgende Partner und Väter zu sein, wenn ihnen immer wieder vorgehalten wird, sie seien nicht emotional genug, erkennen Gefühle nicht richtig und können diese nicht ausdrücken?

Als zweite wichtige und interessante Untersuchung zu Stereotype threat ist die Studie von Inzlicht und Kang (2010) zum „Stereotype threat spillover“ hervor zu heben. Die Autoren fanden heraus, dass eine Konfrontation durch stereotype Bedrohung sich zusätzlich negativ auf Bereiche auswirkt, die der Selbstkontrolle unterliegen und im eigentlichen Sinne nichts mit dem stereotypisierten Bereich selbst zu tun haben. Sie untersuchten in Ihrer ersten Studie das aggressive Verhalten von $N=34$ Studentinnen der University of Toronto Scarborough nachdem diese eine stereotype Bedrohung erfahren hatten und zeigten, dass Frauen, die einer stereotypen Bedrohung im Bereich mathematische Fähigkeiten ausgesetzt wurden, danach wesentlich höhere Werte in aggressivem Verhalten aufwiesen ($M = 1.11$, $SD = 0.38$) als die Teilnehmerinnen der Kontrollgruppe ($M = 0.96$, $SD = 0.37$), $F(1,28) = 4.42$, $p < .05$, $d = 0.79$. In der zweiten Studie untersuchten die Autoren den Umgang mit Stereotype threat und dessen Auswirkungen auf spontanes Essverhalten an insgesamt $N=49$ Studentinnen. Die Teilnehmer der Experimentalgruppe, die einer stereotypen Bedrohung ausgesetzt waren, aßen nach dem Treatment deutlich mehr Eiscreme ($d = 1.06$) als die der Kontrollgruppe ohne stereotype Bedrohung ($d = 0.70$). In einer weiteren Untersuchung mit 72% weiblichen und 28% männlichen Teilnehmern ($N=118$) konnte bestätigt werden, dass Teilnehmer, die einer stereotypen Bedrohung ausgesetzt waren deutlich häufiger (52,2%) riskantere Entscheidungen trafen, als die Teilnehmer der Kontrollgruppe (26,7%). Desweiteren untersuchten die Autoren ob sich der Umgang mit Stereotype threat nachfolgend auf die gezeigte Aufmerksamkeit auswirkt. Dazu führten die Autoren Stroop-Interferenz-Tests mit den Teilnehmern ($N=42$) durch und zeichneten die Hirnströme mittels EEG auf. Auch hier zeigten die Ergebnisse, dass die weiblichen Teilnehmer der Gruppe, die vorher stereotype Bedrohung erfahren hatten, größere Einbußen in der gezeigten Aufmerksamkeit aufwiesen, als die weiblichen Teilnehmer der nicht bedrohten Kontrollgruppe. Allerdings sind die Ergebnisse für die Gruppe der Männer in dieser Untersuchung zu bemängeln. Die insgesamt 13 männlichen Teilnehmer wurden alleamt der Experimentalgruppe zugewiesen. Sie erzielten vergleichbare Ergebnisse mit den Leistungen der weiblichen Kontrollgruppenteilnehmern. Hieraus schließen die Autoren, dass Männer in diesem Bereich keine Auswirkungen durch Stereotype threat aufweisen. Dieses Ergebnis sollte überprüft und unter gleichen Bedingungen

für alle Teilnehmer durchgeführt werden, um gültige Aussagen hierüber treffen zu können.

Inzlicht und Kang (2010) konnten in ihren Untersuchungen zeigen, dass der Umgang mit Stereotype threat offenbar so viele kognitive und volitionale Ressourcen erfordert, dass daraus ein signifikanter Verlust von Selbstkontrolle in anderen Bereichen entstehen kann.

Weitere Untersuchungen zu diesem Thema wären notwendig um herauszufinden, ob dieses Phänomen auch unter den Umständen auftreten kann, wenn es um die Erfüllung oder Aufrechterhaltung von positiven Geschlechtsstereotypen geht. Bei Frauen zum Beispiel, wenn sie das Bild der fürsorglichen Frau aufrecht erhalten müssen, auch wenn dies nicht ihren individuellen Persönlichkeitseigenschaften entspricht, oder bei Männern, wenn diese ständig ihre Stärke und Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen sollen, ohne dass dies ihrer „eigentlichen Natur“ entspricht. Eventuell könnten dadurch differenzierte Ansätze zur Behandlung oder zur Vermeidung von aggressivem Verhalten oder gestörtem Essverhalten gefunden werden.

Aus den Untersuchungen zu Stereotype threat lässt sich also erkennen, dass negative Stereotype bzw. der Umgang mit diesen einen wesentlichen Einfluss auf die Leistungsfähigkeit und die Identität der betroffenen Gruppen haben kann. Dabei ist es unerheblich, ob man einer statushohen oder einer benachteiligten Gruppe angehört. Außerdem wirken sich Stereotype nicht nur auf einen bestimmten stereotypisierten Bereich aus, sondern führen zum Beispiel auch zu einem Verlust der Selbstkontrolle in anderen Bereichen. Es ist anzunehmen, dass Stereotype threat weitaus größere Folgen für die Betroffenen hat, als bisher angenommen. Da sich die Stereotype Bedrohung wie eine „sich selbst erfüllende Prophezeiung“ auswirken kann, könnten Untersuchungen hierzu, speziell in Bezug auf das Stereotyp „Männer sind aggressiv“, sicherlich neue Erkenntnisse liefern.

6.1.2 Festhalten an traditionellen Geschlechtsstereotypen

„Wenn es in einem Rollensystem so etwas wie Unterdrückung gibt, ist es der Druck, den die Rolle auf das Ich ausübt.“ (Connell, 1999, Seite 42)

Dass negative Stereotype sich auch bei Männern negativ auf Leistung und Gesundheit auswirken können, konnte belegt werden. Wie sieht es bei den positiven Stereotypen aus? Können diese negative Auswirkungen auf Männer haben? Als stark, erfolgreich und leistungsfähig zu gelten sollte sich eher positiv auf die Identität und die Gesundheit auswirken. Krankheits-, Todes- und Obdachlosenstatistiken zeichnen jedoch ein anderes Bild. So beträgt laut Gesundheitsberichtserstattung des Bundes 2006 die durchschnittliche Lebenserwartung der Männer in Deutschland rund sechs Jahre weniger als die der Frauen. Lange Zeit wurden hierfür biologische (z.B. hormonelle) Ursachen vermutet.

In seiner Klosterstudie fand Luy (2003) jedoch heraus, dass die signifikant höhere Mortalitätsrate bei Männern eher verhaltens- und umweltbedingt sein muss. Er untersuchte anhand einer Dokumentenanalyse in einem Zeitraum von 1890 bis 1995 die Lebens- und Sterbedaten von ungefähr 12.000 Ordensfrauen und Ordensmännern. Da Männer und Frauen in der Klosterbevölkerung annähernd gleichen Lebensbedingungen ausgesetzt sind, verglich er die Sterblichkeitsrate und die durchschnittliche Lebenserwartung im Alter von 25 Jahren von Frauen und Männern der Allgemeinbevölkerung mit der Klosterbevölkerung. Er fand heraus, dass Frauen der Allgemeinbevölkerung und Frauen der Klosterbevölkerung ungefähr dieselbe Lebenserwartung aufweisen. Männer der Klosterbevölkerung liegen mit ihrer Lebenserwartung nur durchschnittlich ein bis zwei Jahre hinter den Frauen, in der Allgemeinbevölkerung dagegen durchschnittlich sechs Jahre. Daraus schließt Luy (2003), dass die signifikant frühere Sterblichkeit der Männer aus der Allgemeinbevölkerung auf verhaltens- und umweltbedingte Ursachen zurückzuführen ist. Männer gehen beispielsweise seltener zum Arzt und nehmen weniger an Angeboten zur eigenen Gesundheitsvorsorge teil. Dies bestätigt auch der Gesundheitsbericht des Bundes 2006:

„Bei Männern überschreitet die Inanspruchnahme von Krebsfrüherkennungsmaßnahmen erst nach dem 60. Lebensjahr die 20-Prozent-Marke. Auch gesundheitsfördernde Maßnahmen wie beispielsweise Präventionskurse der Krankenkassen nehmen Männer weniger wahr als Frauen. Zudem sind sie schlechter über Gesundheitsthemen informiert.“ (Gesundheitsbericht Bund 2006, Seite 139).

Berger, Levant, McMillan, Kelleher und Sellers (2005) untersuchten an einer repräsentativen Stichprobe von ($N=155$) männlichen Erwachsenen (Allgemeinbevölkerung im Alter zwischen 18 und 88 Jahren) den Zusammenhang von Geschlechtsrollenkonflikt, Festhalten an traditionellen Männlichkeitsideologien, Alexithymie² und Alter mit der Einstellung zur Inanspruchnahme von psychologischer Hilfe. Als Grund der Untersuchung wurde angegeben, dass die Rolle des Mannes in der Gesellschaft und die männliche Art des Problemlösens untersucht werden sollte. Dazu beantworteten die freiwilligen Teilnehmer zu traditionellen Männlichkeitsvorstellungen das *Male Role Norms Inventory – Revised (MRNI-R)* (mit den Unterskalen: Vermeidung von Weiblichkeit, Zurückweisung von Homosexualität, Selbstverantwortlichkeit, Aggressionen, Einstellung zu Sex, und eingeschränkte Emotionalität), zu Geschlechtsrollenkonflikt die *Gender Role Conflict Scale-I (GRCS-I)*, zu Alexithymie den *Bermond-Vorst Alexithymia Questionnaire (BVAQ)* und zur Inanspruchnahme von psychologischer Unterstützung die *Attitudes Toward Seeking Professional Psychological Help Scale (ASPPH)*, sowie einige demographische Angaben. Es konnte keine Korrelation zwischen Alexithymie und psychologischer Unterstützung gefunden werden, allerdings bezog sich das benutzte Messinstrument sich auf klinische Alexithymie, in der Untersuchung wurden jedoch keine Betroffenen von klinischer Alexithymie untersucht. Die Autoren betonen, dass für dieses Ergebnis aufgrund mangelnder Validität des Messinstruments somit keine allgemeine Gültigkeit erhoben werden kann. Was jedoch die Korrelationen zwischen Geschlechtsrollenkonflikt, Festhalten an traditionellen Männlichkeitsvorstellungen und Alter mit Inanspruchnahme von psychologischer Unterstützung betrifft, konnten die Autoren in ihrer Untersuchung zeigen, dass Festhalten an traditionellen Männlichkeitsidealen ($M = -.34$) und Geschlechtsrollenkonflikt ($M = -.22$) signifikant negativ mit der Inanspruchnahme von psychologischer Hilfe korreliert. Zudem fanden sie heraus, dass ältere Männer eine positivere Einstellung gegenüber psychologischer Hilfe haben ($M = .29$). Ein Grund hierfür könnte sein, dass männliche Idealvorstellungen mit zunehmendem Alter relativieren und somit die Inanspruchnahme von psychologischer

² **Alexithymie**, Unvermögen, Gefühle zu äußern, emotional zu reagieren oder die eigenen Emotionen wahrzunehmen. Der Begriff wurde 1973 von den Bostoner Psychoanalytikern Nemiah und Sifneos eingeführt, nachdem sie bei ihren psychosomatischen Patienten einen auffallenden Mangel bei der Beschreibung von gefühlshaften Erlebnissen angetroffen hatten. Wenn sie überhaupt emotional reagierten, dann wirkte der sprachliche Ausdruck äußerst karg, hölzern und steif (*Pinocchio-Syndrom*). (Online-Lexikon Psychologie, Spektrum-Verlag, 13.05.2013)

Hilfe zu- nimmt. Auch die Befunde von Berger et al. (2005) decken sich in diesem Punkt mit dem Gesundheitsbericht des Bundes (2006). Zudem wurde eine heterogene Gruppe von Männern - was Alter und soziales Umfeld angeht – untersucht. Diese Untersuchung kann daher durchaus als repräsentativ angesehen werden.

Lorber und Garcia (2010) legen in ihrer Fall- und Literaturstudie über Kriegsveteranen aus dem Irak und Afghanistan dar, welche Auswirkungen das Festhalten an traditionellen männlichen Geschlechtsrollen auf die Identität, das Gesundheits- und Hilfesucheverhalten der Soldaten haben können. Werden traditionelle Männlichkeitsbilder in die Selbstidentität übernommen, können daraus negative Implikationen in Bezug auf das Zulassen und Ausdrücken von Gefühlen und die Inanspruchnahme von psychologischer Unterstützung entstehen. Die Autoren konstatieren, dass sich die Inanspruchnahme von professioneller, psychologischer Hilfe für Männer in der Zivilbevölkerung schon kaum mit den normativen männlichen Geschlechtsrollenerwartungen vereinbaren lässt. Sehr viel schwieriger gestaltet es sich zum Beispiel mit Angehörigen des Militärs. Hier sind die Vorgaben darüber, wie und was ein richtiger Mann nach traditioneller Manier zu sein hat noch extremer. Für Gefühle und das Ausdrücken von Gefühlen ist keinen Platz. Weder in Bezug auf sich selbst, noch auf andere. Schmerzen müssen ausgehalten werden, Leid, Trauer oder Furcht unterdrückt, sonst gilt „(M)man(n)“ als schwach – für einen Soldaten als Verkörperung der Männlichkeit undenkbar! Soldaten werden laut Lorber und Garcia (2010) zu Konformität erzogen. Hypermaskuline Ideale, vor allem in Bezug auf Emotionskontrolle werden verlangt und trainiert um die Soldaten für den Kampf vorzubereiten. Das rigide Festhalten an normativen männlichen Geschlechtsrollen verstärkt Probleme bei der Emotionsregulation. Das Risiko an Posttraumatischem Stress Syndrom zu erkranken - das Erlebte nicht verarbeiten zu können, steigt damit beträchtlich an. Der Druck, als Mann selbst mit seinen Problemen klar kommen zu müssen, um nicht als Schwächling zu gelten ist immens. Wenn überhaupt Psychotherapie in Anspruch genommen wird, ist die Abbruchquote hoch, da in der Therapie in Interaktion mit dem behandelnden Therapeuten meist eine Auseinandersetzung mit den eigenen Gefühlen über das Erlebte erforderlich ist. Die Autoren betonen, dass sowohl beim Militär als auch im zivilen Leben Männer eher zu Suchtmitteln oder psychotropen Substanzen greifen um den entstandenen Stress zu „bewältigen“, als sich selbst oder einem anderen gegenüber das eigene Unvermögen oder

Versagen als Mann einzugestehen. Werden Gefühle wie zum Beispiel Trauer oder Furcht wahrgenommen, entstehen zusätzlich Scham- oder Schuldgefühle darüber, nicht männlich und hart genug zu sein, Gefühle nicht abschalten zu können. Die Ergebnisse ihrer Literaturanalyse untermauern Lorber und Garcia (2010) mit Interview-Auszügen eines Kriegsveteranen, der an Posttraumatischem Belastungssyndrom leidet und mehrere Anläufe brauchte um sich letztlich in therapeutische Behandlung zu begeben.

Es entspricht den normativen Geschlechtsstereotypen, dass Männer etwas aushalten müssen – ganz nach dem Motto: „Ein Indianer kennt keinen Schmerz“ – und ihre Gefühle, vor allem Gefühle die als Schwäche ausgelegt werden könnten, für sich behalten. Wagner-Link (2009) fand in Fallstudien heraus, dass viele Männer ihre eigene Gesundheit vernachlässigen und ihr Leid unterdrücken. Sie suchen seltener Ärzte auf, nehmen seltener professionelle (therapeutische) Hilfe in Anspruch und betäuben Schmerz und Leid eher mit Alkohol, Drogen oder Medikamenten und obwohl Männer in vielen gesundheitlichen Bereichen höhere Erkrankungsraten aufweisen als Frauen, geben Männer in den meisten Befragungen weniger Beschwerden an (Wagner-Link, 2009). Alfermann (1996) betont, dass die Erwartung an Männer, stark, aktiv, durchsetzungsfähig und „tough“ zu sein, keine Schwächen zu zeigen, einen Lebensstil begünstigen, der Herzinfarkt förderlich ist. „Männer hingegen müssen mehr Emotionskontrolle beweisen, insbesondere in Form von Unterdrückung von körperlichen Symptomen, der Negation von Schmerzen und dem Nichtzulassen von Unwohlsein.“ (ebd., Seite 128). Auch Brandes (2001) zieht Literatur- und Fallstudien heran und betont:

„[...] dass Männer sich in erster Linie über Leistung und ihren Beruf definieren und gewohnt sind, mit sich selbst, ihrem Körper sowie ihren Leiden und Gebrechen eher geringschätzig umzugehen. Sie stellen ihren Beruf vor die Gesundheit [...] gehen erst dann zum Arzt, wenn sie nicht mehr anders können. Statt professionelle Hilfe [...] zu suchen, flüchten viele Männer eher in Alkoholismus oder die Abhängigkeit von Psychopharmaka, als dass sie bereit wären, [...] sich mit ihren intimsten Problemen, Ängsten und Sehnsüchten auseinander zu setzen. [...] Viele Männer leiden subjektiv unter ihrem gefühlsmäßigen Panzer und dieser spezifischen Sprachlosigkeit, aber diese Haltung ist wie eine zweite Haut, die nicht ein-

fach willentlich abgestreift werden kann. Krankheits- und Todesstatistiken lassen keinen Zweifel daran, dass es unter dieser Oberfläche einer das Geheimnis wahrenden Männlichkeit wirkliches und zum Teil dramatisches Leiden gibt.“ (ebd., Seite 18-19)

Nach Theunert (2009) spielt neben einem vernachlässigten oder sogar schädlichem Gesundheitsverhalten auch der unsagbare Leistungsdruck und die Angst vor dem „Versagen als Mann“ eine bedeutende Rolle. Laut normativer Rollenerwartung bedeutet „Mann sein“ gleich erfolgreich und leistungsfähig zu sein. Der schweizer Psychologe und Soziologe, der sich heute journalistisch und politisch für die Belange der Männer in der Schweiz einsetzt, behauptet, die männliche Identität baue auf dem Pfeiler der Leistungsfähigkeit auf:

„Ein richtiger Mann zeigt immer und überall eine beeindruckende Performance – im Job, in der Beziehung, beim Sport, im Bett. Alles was die Performance beeinträchtigt, stört. Dazu gehören alle Emotionen die mit Schwäche assoziiert werden [...] Weil aber Erfolg in der Ideologie der Männlichkeit die zentrale Währung darstellt, darf ein „richtiger Mann“ nicht scheitern“ (ebd. Seite 371).

Scheitern bedeutet Schwäche und schwach sein ist in unserer normativen Rollenerwartung nicht männlich. Der Leistungsdruck, der hierdurch entsteht ist enorm. Das Festhalten an dem traditionellen Bild von Männlichkeit kann beträchtliche negative Auswirkungen auf das Selbstbild, die Identität, den Lebensstil und die psychische und physische Gesundheit von Männern haben (siehe auch z.B. Connell, 1999; Berger, Levant, McMillan, Kelleher & Sellers, 2005; Lorber & Garcia, 2010; Pascoe & Richman, 2009).

Es ist außerdem anzunehmen, dass die immens hohe Suizidrate bei Männern maßgeblich zu der durchschnittlich geringern Lebenserwartung von Männern beiträgt. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) zeigt in ihrem Selbstmord- Präventionsbericht aus dem Jahr 2012 auf, dass in den letzten 45 Jahren die Selbstmordrate um mehr als 60% angestiegen ist. Besonders betroffen davon sind junge und ältere Männer. Das Verhältnis der Selbstmorde liegt im Vergleich von Männern und Frauen durchschnittlich bei über 3:1. So begehen Männer weltweit je nach Alters-

gruppe durchschnittlich dreimal öfter Selbstmord als Frauen (siehe Abb. 2 und 3). Tendenz steigend! Über die genauen Gründe für die hohe Zahl der begangenen Suizide von Männern kann nur spekuliert werden, es ist jedoch anzunehmen, dass der Leidensdruck für viele Männer offenbar ausweglos erscheint.

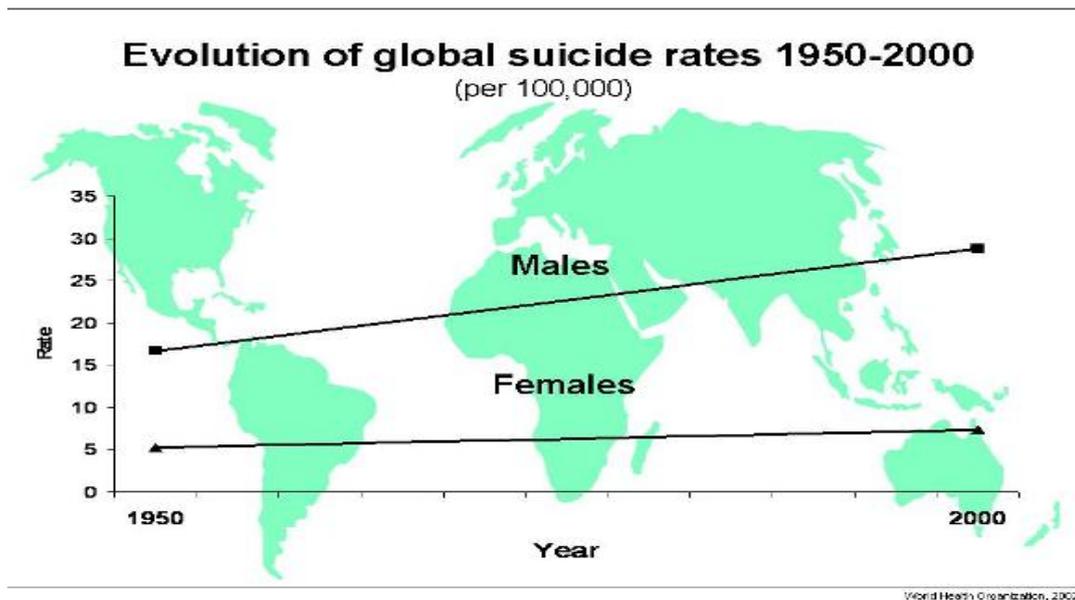


Abb. 2: Weltweite Selbstmordraten im Verlauf der letzten 50 Jahre (WHO)

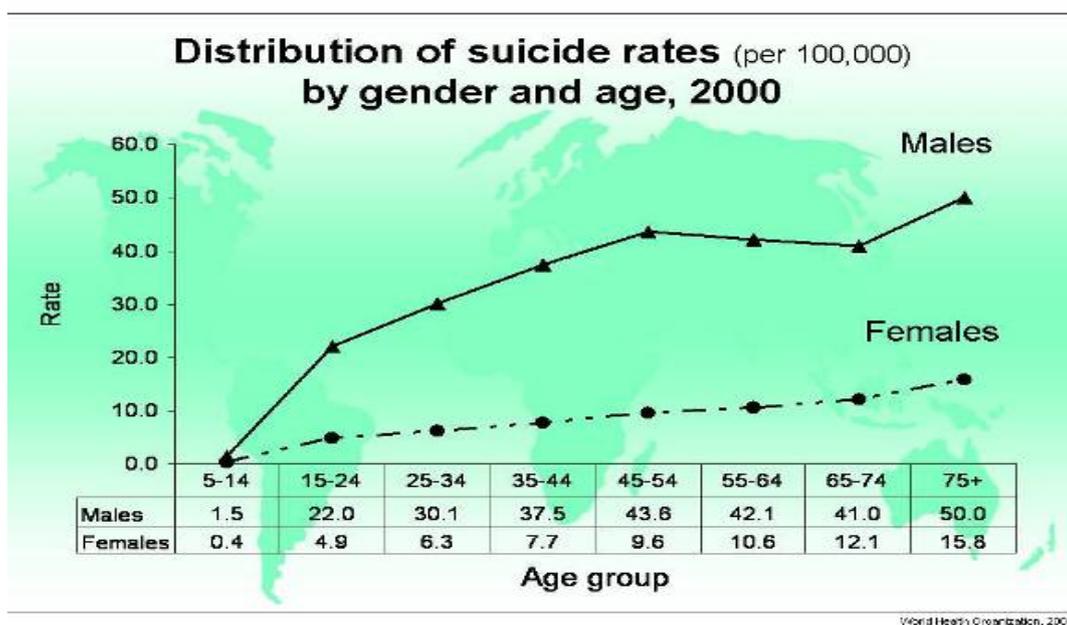


Abb. 3: Selbstmordraten im Jahr 2000 nach Alter und Geschlecht weltweit (WHO)

Deutschland bildet bei diesen Zahlen keine Ausnahme. Im Jahr 2010 betrug die Zahl der Todesopfer durch Suizid laut WHO in Deutschland insgesamt 10.021 Personen, 7.465 davon waren männlich (vgl. Abb. 4).

Age(years)	5-14	15-24	25-34	35-44	45-54	55-64	65-7475+		All
Males	22	474	735	1073	1530	1180	1175	1276	7465
Females	6	132	177	287	518	374	475	587	2556
Total	28	606	912	1360	2048	1554	1650	1863	10021

© World Health Organization

Tabelle 2: Number of suicides by age group and gender. Germany, 2010

Ähnlich sehen die Zahlen bei der Obdachlosigkeit aus. Marin (1991) untersuchte über einen Zeitraum von drei Jahren die Situation der Obdachlosen in den USA und betont in seinem Artikel, dass Obdachlosigkeit vorwiegend ein Problem alleinstehender Männer ist. In den USA sind ca. 78% der Obdachlosen Männer, die überwiegende Mehrzahl davon ist alleinstehend. Weiterhin beklagt der Autor die fehlenden Hilfsangebote für obdachlose Männer (vgl. Punkt 6.2.3). In dem gewählten Artikel von Marin (1991) werden leider keine genauen methodischen Angaben über seinen Erkenntnisgewinn gemacht, dennoch kann davon ausgegangen werden, dass seine Beobachtungen eine realistische Einschätzung der Situation wiedergeben. Genaue wissenschaftliche Untersuchungen zu den Thema sollten angeregt werden.

Obwohl es in Deutschland keine offizielle Statistik über Obdachlosigkeit gibt, hat es sich die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. zu Aufgabe gemacht aktuelle Zahlen und den Verlauf von Obdachlosigkeit in Deutschland zu untersuchen und Hilfen für Betroffene anzubieten. Laut ihren Erhebungen waren im Jahr 2010 ungefähr 246.000 Menschen in Deutschland obdachlos. 26% davon waren Frauen, 10% Kinder und Jugendliche (hier wurde nicht nach Geschlecht unterschieden!) und 64% der Obdachlosen waren Männer (www.bagw.de, 05.06.2013).

6.1.3 Abweichendes geschlechtsstereotypes Verhalten

„Zwischen Männern und Frauen besteht seit jeher ein hierarchisches Gefälle im sozialen Ansehen, was insbesondere feminine Männer abwertet“ (Wagner-Link, 2009, Seite 22).

Untersuchungen legen nahe, dass Männer sogar in doppelter Hinsicht unter Stereotypen leiden. Einerseits, wenn sie den gängigen Stereotypen entsprechen, andererseits aber auch, wenn sie dies nicht tun. Moss-Racusin, Phelan und Rudman (2010) stellten in ihrer Untersuchung fest, dass Männer, die normative Geschlechtsrollen verletzen – sich also weniger männlich verhalten als erwartet – sozialen und ökonomischen Sanktionen ausgesetzt sind. Hierzu untersuchten sie männliche und weibliche Studenten ($N=232$) und deren sozial erwünschten oder sozial unerwünschten männliche bzw. weibliche Eigenschaften (z.B. stark, dominant und erfolgreich als erwünscht für Männer aber unerwünscht für Frauen und kooperativ, warmherzig und hilfsbereit als erwünscht für Frauen aber unerwünscht für Männer). Ihre Hypothese war, dass Männer einen stärkeren Verlust im Ansehen ihres sozialen Status erfahren, wenn sie nicht Statuskonform verhalten (Statusinkongruenz), als zum Beispiel Frauen und dass Männer, die sich atypisch verhalten weniger beliebt sind, als atypische Frauen. Sie simulierten Vorstellungsgespräche mit Männern und Frauen die - entsprechend ihrem Geschlecht - ihr Verhalten eher an die sozial erwünschten oder unerwünschten Stereotypen anpassten und ließen die Studenten bewerten, wen sie lieber einstellen würden. Es konnte bestätigt werden, dass atypische Männer signifikant weniger beliebt waren, als atypische Frauen ($F(1,228) = 17.46, p < .001$) und eher soziale Abneigung erfahren ($d = .52$). Jedoch konnte kein Hinweis darauf gefunden werden, ob atypische Männer letztlich eher eingestellt werden, als atypische Frauen. Außerdem überprüften sie mit Hilfe einer ANOVA die Statusinkongruenzhypothese und fanden heraus, dass atypische Männer als unzureichend dominant und übermäßig weich beurteilt werden und daher nicht nur ihren Status als zugehörig zur gesellschaftlich dominanten Gruppe einbüßen, sondern sogar noch geringer im sozialen Ansehen geschätzt werden, als Status-niedrigere Gruppen. Die Folgen für das gesellschaftliche Ansehen von nicht geschlechtskonformen Männern sind deutlich höher, als die Folgen für sich normab-

weichend verhaltende Frauen. Um sozialen Benachteiligungen zu entgehen, sind Männer gezwungen ihr Verhalten den geltenden Geschlechtsrollen anzupassen.

Auch Smith und Lewis (2009) bestätigen in Ihrer Studie, dass Männer sich in Anwesenheit anderer Männer häufiger stereotypenkonform verhalten, da sie soziale Ausgrenzung aus der Eigengruppe und Verlust der Anerkennung als Mann befürchten. Soziale Ausgrenzung aus der Eigengruppe kann zu erhöhtem psychologischem Stress, erhöhter Aggressionsbereitschaft und vermindertem Selbstwertgefühl führen, zudem kann sich das Gefühl der sozialen Ausgrenzung auf Hirnregionen auswirken, die für die Aktivierung von körperlichen Schmerzen zuständig sind. Die Autoren wählten das Thema soziale Kompetenz (zum Beispiel Erkennen von und der adäquate Umgang mit Gefühlen oder deuten von nonverbalem Verhalten, etc.) und stellten die Hypothese auf, dass Männer, die schon einmal eine Ausgrenzung aus der Eigengruppe erfahren hatten, aus Furcht vor erneuter Ausgrenzung in ihren gezeigten Leistungen von sozialer Kompetenz schlechter abschneiden würden, wenn diese Fähigkeiten von Mitgliedern der Eigengruppe (also anderen Männern) als nicht geschlechtskonform deklariert werden. Sie vermuteten weiterhin, dass diese Effekte nicht auftreten würden, wenn Mitglieder der Fremdgruppe (hier also Frauen) soziale Kompetenzen für Männer als nicht geschlechtskonform bezeichnen oder Mitglieder der Eigengruppe Fähigkeiten in sozialer Kompetenz als wünschenswert und positiv für Männer dargestellt werden. Sie untersuchten dazu in ihrer ersten Studie ($N=69$) männliche Teilnehmer (sowohl Studenten, als auch nichtstudentische Probanden) im Alter zwischen 18 bis 70 Jahren auf Leistungen in sozialer Kompetenz, die bereits Ausgrenzung durch die Eigen- oder Fremdgruppe erfahren hatten. In einer zweiten Studie mit $N=102$ Teilnehmern untersuchten sie die gezeigten Leistungen bei Studenten zwischen 18 und 33 Jahren, wenn Eigen- bzw. Fremdgruppenmitglieder Aussagen bezüglich der Erwünschtheit und Präferenz von Fähigkeiten in Sozialer Kompetenz äußerten.

Die Ergebnisse der Untersuchungen konnten diese Hypothesen bestätigen. Die gezeigten Leistungen in sozialer Kompetenz waren signifikant schlechter, wenn die Teilnehmer annahmen, dass andere Männer diese Eigenschaften als nicht männlich betrachteten ($M = -.56$), wenn jedoch die Eigengruppenmitglieder soziale Kompetenz als erstrebenswert und geschätzt deklarierten, stieg die Leistung der Untersuchungsteilnehmer an ($M = .07$). Diese Effekte wurden nicht gefunden, wenn

Mitglieder der Fremdgruppe soziale Kompetenz als geschlechtskonform oder nicht geschlechtskonform bewerteten ($M = .13$), vermutlich weil hier kein Ausschluss aus der Eigengruppe zu befürchten war. Smith und Lewis (2009) konnten somit zeigen, dass viele Männer aus Furcht vor sozialer Ausgrenzung oder Verlust im Ansehen der Eigengruppe ihr Verhalten eher an die normativen Geschlechtsstereotypen anpassen als ihr tatsächliches Potential zu entfalten.

Die Ergebnisse der Studien von Moss-Racusin et al. (2010) und Smith und Lewis (2009) lassen vermuten, dass Männer sich in vielen Situationen des sozialen Lebens anders verhalten, als sie es eigentlich könnten oder gerne tun würden, um einen Verlust der Anerkennung als Mann oder soziale Ausgrenzung zu vermeiden. Diese Ergebnisse könnten Anlass für Untersuchungen zur Kausalität von stereotypem Verhalten sein. Besteht das Stereotyp „aggressiv“ für Männer, weil sie sich so verhalten oder verhalten sie sich aggressiver, weil sie denken als Männer müssen sie sich entsprechend verhalten?

6.2 Negative Auswirkungen durch Diskriminierung

Wie im Dreikomponentenmodell (vgl. Abschnitt 3.2.1) bereits dargelegt, wirken sich Vorurteile und Stereotype auch auf der Verhaltensebene aus. Angehörige stereotypisierter Gruppen können in Interaktion mit anderen Personen aufgrund bestehender Auto- und Heterostereotype Nachteile (zum Beispiel durch Diskriminierung) erfahren. Diskriminierung ist eine Sammelbezeichnung für unangemessenes und ungerechtfertigtes Verhalten gegenüber Personen oder Gruppen ausschließlich aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu dieser sozialen Gruppe. Die Ungleichbehandlung wird dabei nicht nur von Personen (individuelle Diskriminierung), sondern auch von Institutionen (institutionelle Diskriminierung) ausgeübt. (Psychologisches Onlinelexikon Spektrum Verlag, 22.02.13).

Ob ein Zusammenhang zwischen Diskriminierung und Auswirkungen auf psychische und physische Gesundheit besteht, untersuchten Pascoe und Richman (2009) in einer Metaanalyse. Insgesamt 143 wissenschaftliche Arbeiten aus dem Zeitraum von 1986 bis 2003 wurden in diese Analyse miteinbezogen. Sie konnten zeigen, dass sich erfahrene Diskriminierung signifikant negativ auf mentale Gesundheit ($r = -.16$), körperliche Gesundheit ($r = -.13$), Stressverhalten ($r = -.11$) und

Gesundheitsverhalten ($r = -.18$) auswirken. Zudem untersuchten sie moderierende Effekte durch Rasse oder Geschlecht und konnten keine Unterschiede zwischen der Erfahrung von Diskriminierung und deren Auswirkungen hinsichtlich Rassen- oder Geschlechtsmerkmalen feststellen. Das bedeutet, dass jeder Mensch, der Diskriminierung erfährt, mit vergleichbaren Auswirkungen zu kämpfen hat.

Dass auch Männer eine stereotypisierte Gruppe darstellen wurde im bisherigen Verlauf der Arbeit deutlich. Dass Männer diskriminiert werden, ist laut Benatar (2012) eine Tatsache, die in unserer Gesellschaft immer noch von vielen belächelt, ausgeschlossen beziehungsweise geleugnet wird - oder einfach noch nie unter diesem Standpunkt betrachtet wurde. Auch in der wissenschaftlichen Forschung wurde dieses Thema bisher kaum beachtet. Diskriminierung von Männern lässt sich vermutlich nicht mit den Vorstellungen von einer gesellschaftlich dominanten Gruppe vereinbaren. Tatsache ist jedoch, dass zum Beispiel in Deutschland Männer – trotz Verankerung des Gleichheitsgrundsatzes im Grundgesetz - unangemessene Benachteiligungen durch Behörden und Gerichte erfahren. So lautet zum Beispiel der Wortlaut des §183 Abs. 1 Strafgesetzbuch (StGb): „Ein Mann [!], der eine andere Person durch eine exhibitionistische Handlung belästigt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe bestraft.“ Ein Straftatbestand offenbar nur für Männer!

Ein weiteres Beispiel in Bezug auf gesetzliche Ungleichbehandlung sind gerichtliche Sorgerechtsregelungen. Im Jahr 2011 wurden in Deutschland laut Statistischem Bundesamt bei Ehescheidungen, in denen das Familiengericht über die getrennte elterliche Sorge für die gemeinsamen Kinder entscheiden musste, in nur 6% der Fälle dem Vater das alleinige Sorgerecht zugesprochen, in zwei Dritteln der Fälle wurde der Mutter das alleinige Sorgerecht übertragen, in den übrigen Fällen bekamen Dritte (Vormund, Jugendamt etc.) das Sorgerecht.

Außerdem erfahren Männer in Deutschland eine deutlich häufigere Sanktionierung bei Hartz-IV-Bezug. So berichtet das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in ihrem Bericht vom 26.07.2012, dass bei Meldeversäumnissen, unzureichenden Bemühungen sich im Arbeitsleben zu integrieren, sowie fortgesetztem unwirtschaftlichem Verhalten, Männer (10,7%) weit häufiger sanktioniert werden als Frauen (4,2%), in Paarbeziehungen mit einem Kind unter drei Jahren liegt die Zahl

der Sanktionierungen von Männern sogar bei 9,5% im Vergleich zu den Frauen bei 0,6%.

„There is a cultural expectation that a man will work, so engaging in work helps a men to feel that he has achieved one of society´s criteria for manhood.“ (Kiselica & Englar-Carlson, 2010, Seite 278)

Könnte es daran liegen, dass männliche Geschlechtsstereotype für diese behördlichen Entscheidungen und Maßnahmen mit verantwortlich sind? Kann es sein, dass aufgrund der stereotypen Annahmen, Männer seien nicht so fürsorglich und liebevoll, sie die Verlierer in 94% der gerichtlichen Sorgerechtsentscheidungen sind? Oder werden aufgrund der stereotypen Annahmen, dass sie erfolgreich zu sein und die Familie zu ernähren haben, schneller Sozialleistungen gestrichen? Bisher stehen für diese Vermutungen wissenschaftliche Untersuchungen noch aus. Es zeigt aber deutlich, dass eine Diskriminierung von Männern – auch in Deutschland - statt findet und nicht ausgeschlossen oder geleugnet werden kann.

6.2.1 Bestrafung

“Dies Erziehungsbild der Härte, an das viele glauben mögen, ohne darüber nachzudenken ist durch und durch verkehrt. Die Vorstellung, Männlichkeit bestehe aus einem Höchstmaß an Ertragenkönnen, wurde längst zum Deckbild eines Masochismus der [...] mit dem Sadismus nur allzu leicht sich zusammenfindet. Das gepriesene Hart-Sein, zu dem da erzogen werden soll, bedeutet Gleichgültigkeit gegen den Schmerz schlechthin. [...] Wer hart ist gegen sich, der erkaufte sich das Recht, hart auch gegen andere zu sein und rächt sich für den Schmerz, dessen Regungen er nicht zeigen durfte, die er verdrängen musste.“ (Adorno, 1970, Seite 101)

Auch Benatar (2012) führt in seinem Buch “the second sexism” eine ganze Reihe von Benachteiligungen und Diskriminierungen von Männern allein aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit an. Aufgrund wissenschaftlicher Literatur- und Dokumentenanalysen beschreibt er, dass Männer bereits seit historischen Zeiten zum Teil extrem sadistischen körperlichen Bestrafungen weitaus häufiger ausgesetzt

waren als Frauen.³ So benennt er zum Beispiel gängige Bestrafung durch Peitschen- und Stockhiebe oder das Kielholen in der Seefahrt, die Folterungen und unmenschliche Bedingungen in Kriegen, Schlachten und Gefechten, dem harten körperlichen und psychischen Drill beim Militär, die körperliche Züchtigung durch Lehrkörper an Schulen, in Heimen oder sonstigen staatlichen Einrichtungen, etc. und zeigt auf, dass bis in die gegenwärtige Zeit Jungs und Männer nach wie vor schneller und härter bestraft werden als Mädchen oder Frauen – sei es im familiären oder gesellschaftlichen Kontext. Er führt an, dass in ca. 80% des weltweiten Gefängnis-systems die Quoten der Inhaftierten Männer bei über 90% liegen. Prozentual beziffern 98,9% der Männer die vollstreckten Todesurteile in den USA, bei 1,1% der Frauen wird ein Todesurteil in den USA vollstreckt.

Auch in Deutschland gibt es ein sehr großes Gefälle, was die Bestrafung zwischen Männern und Frauen angeht. So zeigt zum Beispiel die Polizeiliche Kriminalstatistik aus dem Jahr 2011, dass bei allen angezeigten Straftaten in Deutschland als Tatverdächtige 74,5% Männer und 25,5% Frauen in Frage kommen, die Zahl der Inhaftierten liegt aber durchschnittlich bei rund 95% Männer und 5% Frauen (Statistisches Bundesamt Wiesbaden). Sicherlich spielen das Ausmaß und die Schwere der Delikte in diesen Zahlen eine große Rolle, es ist jedoch nicht auszuschließen, dass Männer schon aufgrund der Tatsache, dass sie Männer sind und damit das Stereotyp des aggressiven, emotionslosen Täters tragen, eher inhaftiert werden und längere Haftstrafen abzubüßen haben. Genauere Untersuchungen stehen auch hierüber noch aus. Diese könnten eventuell auch mittels impliziter Tests (z.B. IAT) zur Erforschung dieser Fragestellungen beitragen.

Die Vermutung liegt nahe, dass aufgrund stereotyper Annahmen Männer schneller, häufiger und härter bestraft werden als Frauen. Männer müssen stark, hart und tapfer sein - etwas aushalten. Entsprechend sieht laut Wagner-Link (1997) die Erziehung vieler Eltern gegenüber ihren Söhnen aus. Die Autorin führt an, dass

³ Benatar betont, dass auch Frauen seit je her körperlichen Bestrafungen ausgesetzt waren. Diese in der Regel jedoch nicht im selben Umfang und mit gleicher Härte durchgeführt wurden, wie es für Männer oder Jungs der Fall war. Für Frauen galten auch im Bereich der Bestrafung und Züchtigung andere Regeln als für Männer. Zudem war es für Mädchen und Frauen bei Bestrafungen nicht verpönt zu schreien oder zu weinen, für Männer und Jungs galt dies schon seit je her als Schande, Bestrafungen fielen für die Betroffenen dann meist noch härter aus.

Eltern von Söhnen erwarten, dass sie einmal athletisch und aggressiv werden sollen, Töchter hingegen hübsch und zart. Die entsprechenden Vorstellungen werden in der Erziehung umgesetzt. Daher neigen Eltern eher dazu, kleinen Jungs öfter Grenzen zu setzen, sie strenger zu erziehen. "Jungen werden häufiger körperlich bestraft" (ebd., Seite 29).

6.2.2 Männer als Opfer

Wenn von Opfern die Rede ist, verbindet man diesen Ausdruck fast automatisch mit Frauen, Homosexuellen, Mitgliedern von ethnischen oder religiösen Randgruppen etc.. Bezogen auf die vorherrschenden Geschlechtsstereotype werden Frauen als zart, hilflos und verletzlich angesehen (vgl. Punkt 3.4). Ihnen wird das Stereotyp des Opfers zugeschrieben. Männer sind stark, hart und aggressiv, entsprechen also eher dem Stereotyp des Täters. In der Tat zeigen Kriminalstatistiken weltweit, dass die überwiegende Anzahl der Straftaten von Männern begangen werden. Was jedoch kaum erwähnt oder beachtet wird, ist die Tatsache, dass Männer nicht nur die Mehrzahl der Täter sondern auch die Mehrzahl der Opfer von Gewalttaten sind. Laut Polizeilicher Kriminalstatistik 2011 lassen sich deutliche geschlechts- und altersspezifische Unterschiede bei den Opfern von Gewalttaten feststellen. So werden laut Bundeskriminalamt bei Tötungsdelikten, Raub, Körperverletzung und Straftaten gegen die persönliche Freiheit überwiegend männliche Opfer zwischen 21 und 60 Jahren registriert. Vor allem bei Sexualdelikten, aber auch bei Raubdelikten und Körperverletzung waren im Jahr 2011 überdurchschnittlich häufig männliche Jugendliche im Alter von 14 bis unter 18 Jahren betroffen. Die Zahlen der Opfer von Männern durch Mord und Totschlag lagen im Jahr 2011 in Deutschland bei 66,3%, durch Körperverletzung bei 63,8%.

Dass auch Männer Opfer von sexuellen Übergriffen und Vergewaltigungen werden, wurde lange Zeit ausschließlich im Gefängniscontext oder bei Homosexuellen eingeräumt (Capers, 2011; Walker, Archer & Davis 2005). Coxell und King (2010) beschreiben aufgrund Literatur- und Fallanalysen, dass bis heute stereotype Annahmen darüber bestehen:

- dass Männer nicht zum Sex gezwungen werden können, wenn sie dies nicht wollen,

- dass Männer die vergewaltigt werden meist schwul oder im Gefängnis sind,
- dass Männer die vergewaltigt werden weniger Schaden davon tragen als vergewaltigte Frauen,
- dass Männer sich selbst verteidigen können und sich eben nicht genug gewehrt haben, wenn es zu solchen Vorfällen gekommen ist usw.

In ihrem Artikel aus dem Jahr 2010 widerlegen die Autoren diese Aussagen anhand wissenschaftlicher Nachweise. Capers (2011) führt an, dass nach wie vor die allgemeine Meinung vorherrscht: Vergewaltigung von Männern sei keine „richtige“ Vergewaltigung. Die Opfer werden daher nicht ernst genommen. In seinem Artikel benennt Capers (2011) eine statistische Erhebung des Federal Bureau of Justice, die ergab, dass allein im Jahr 2008 in den USA mehr als 36 000 Männer ab dem Alter von 12 Jahren, Opfer von versuchter oder vollendeter Vergewaltigung wurden. Er betont, dass die Dunkelziffer signifikant darüber liegen dürfte. Einerseits, weil Männer deutlich weniger solcher Straftaten zur Anzeige bringen: Angst und Scham darüber, nicht männlich genug gewesen zu sein, um diese Übergriffe erfolgreich abgewendet oder verhindert zu haben. Andererseits, weil Vergewaltigungen bei Männern oft nicht als solche benannt oder zur Anklage gebracht werden, sondern zum Beispiel als Körperverletzung oder „Polizeibrutalität“ deklariert werden.⁴ Capers (2011), Coxell und King (2010) sowie Walker, Archer und Davies (2005) betonen, dass vergewaltigte Männer große Angst davor haben, sich an die Polizei zu wenden, da sie dort verhöhnt oder selbst beschuldigt werden könnten. Die Auswirkungen von sexuellen Übergriffen und Vergewaltigungen auf männliche Opfer sind nicht weniger schwerwiegend als die Auswirkungen auf andere Opfer. Walker, Archer und Davies (2005) untersuchten die Auswirkungen von Vergewaltigung und sexuellen Übergriffen an Männern in einer Deskriptiven Analyse. Per Anzeige in Zeitungen, Magazinen und im Internet wurde nach männlichen Opfern von Vergewaltigung gesucht.⁵ Insgesamt meldeten sich $N=40$ Männer für die Teilnahme an der Befragung. Die Teilnehmer beantworteten in einer Testbatterie die standardisierten

⁴ Capers (2011) bezieht sich in seinem Artikel auf einen bekannten Vorfall in Brooklyn, NY: Ein Polizeofficer penetrierte einen Verdächtigen in den Toilettenräumen der Polizeiwache mit einem zerbrochenen Besenstiel. Der Officer wurde später nicht wegen Vergewaltigung verurteilt, sondern wegen Polizeibrutalität.

⁵ Von 50 kontaktierten Tageszeitungen erklärte sich lediglich eine Bereit, diese Anzeige zu schalten.

Fragebögen des Male Rape Questionnaire⁶, General Health Questionnaire, die World Assumptions Scale, die Impact of Events Scale und die Self Esteem Scale. Die Befragung ergab, dass die Mehrzahl der vergewaltigten Männer zum Tatzeitpunkt im Alter zwischen 16 und 25 waren, in den meisten Fällen schwere körperliche Gewalt angewandt wurde und in 75% die Opfer mit den Tätern auf irgendeine Art und Weise bekannt oder verwandt waren. Nur insgesamt 5 Männer zeigten die Straftat bei der Polizei an, 4 von ihnen hatten das Gefühl von der Polizei entweder nicht ernst genommen oder selbst beschuldigt zu werden. Als Langzeitauswirkungen berichteten 97,5% der Opfer Depressionen, 92,5% Angstzustände, 90% Verlust des Selbstrespekts und das Gefühl der Verletzlichkeit. Des weiteren berichten die überwiegende Mehrzahl der Opfer über Schlafprobleme, Emotionale Distanz zu anderen, Alkohol- und Drogenmissbrauch, Verlust der männlichen Identität und des Selbstwerts, gestörte Sexualität, selbstverletzendes Verhalten sowie Selbstmordgedanken oder -versuche.

Männer sind jedoch nicht nur Opfer von anderen Männern. Auch Frauen üben Gewalt auf Männer aus. Sowohl in physischer als auch in psychischer Hinsicht. Archer (2000) bezog in einer sehr umfassenden Metaanalyse 121 Arbeiten über Häusliche Gewalt in Partnerschaften mit ein und fand heraus, dass nicht nur Frauen – wie gern in Politik und Medien dargestellt – Opfer von Häuslicher Gewalt sind, sondern auch Männer Opfer ihrer Partnerinnen sein können. Er fand sogar heraus, dass Frauen schneller und öfter in intimen Beziehungen körperliche Gewalt gegenüber ihrem Partner ausüben als Männer gegenüber ihren Partnerinnen:

„When measures were based on specific acts, women were significantly more likely than men to have used physical aggression toward their partners and to have used it more frequently, although the effect size was very small ($d = -.05$). When measures were based on the physical consequences of aggression (visible injuries or injuries requiring medical treatment), men were more likely than women to have injured their partners, but again, effect sizes were relatively small ($d = .15$ und $.08$)“ (ebd., Seite 664)

⁶ Dieser wurde eigens von den Autoren für diese Befragung erarbeitet.

Frauen weisen zwar eine leicht höhere Anzahl von berichteten Verletzungen auf, jedoch auch eine leicht höhere Anzahl von gewalttätigen Übergriffen auf Männer. Dennoch bleibt das Stereotyp des prügelnden (Ehe-)Mannes und der verprügelten Frau. Auch Hall (2012) analysierte neuere Studien in Bezug auf Häusliche Gewalt und Hilfsangeboten für männliche Opfer (vgl. Punkt 6.2.3) und kam zu vergleichbaren Ergebnissen. Er führt an, dass Männer trotz wissenschaftlicher Erkenntnisse nach wie vor nicht als Opfer von Häuslicher Gewalt anerkannt werden, da dies dem gesellschaftlichen Rollenbild widerstrebt. Warum dies von Politik und Medien nach wie vor nicht nur geduldet, sondern eher noch geschürt wird⁷ – darüber lässt sich spekulieren. Hall (2012) betont zudem, dass durch diese soziale und politische Ignoranz nicht nur Männer benachteiligt werden - indem ihnen Anteilnahme, Mitgefühl und Unterstützung versagt bleiben - sondern auch Frauen: sie werden in der Rolle der Opfer, der Schwachen und Bemitleidenswerten gefangen gehalten.

Für Benatar (2012) stellen vor allem der gesetzliche und soziale Druck durch Militär und Kriege einen wesentlichen Bereich dar, in dem Männer stets erhebliche Leiden und Benachteiligungen erfahren mussten.

„Perhaps the most obvious example of male disadvantage is the long history of social and legal pressures on men [...] to enter the military and to fight in war, thereby risking their lives and bodily and psychological health. [...] the costs of avoidance have been self-imposed exile, imprisonment, physical assault or, in the most extreme circumstances, execution.“ (ebd., Seite 26)

Allein im Kosovo-Konflikt waren laut dem Autor 90% der Kriegsoffer männlich. Von denen, die dort seither als vermisst gelten sind 96% Männer. In über 80 Ländern weltweit gilt noch die gesetzliche Wehrpflicht - ausschließlich für Männer. In nur wenigen Staaten kann auf Antragstellung ein Ersatzdienst geleistet werden, in den anderen Ländern bleibt nur die Wahl zwischen Wehrdienst und Gefängnis. Dort werden dann „richtige Männer“ aus ihnen gemacht.

⁷ Trotz dieser Befunde, die bereits im Jahr 2000 veröffentlicht wurden, startete der Bundesstaat Texas 2008 eine groß angelegte – ziemlich einseitige – Kampagne gegen Häusliche Gewalt: Auf mehreren öffentlichen Bussen und Zügen waren leuchtende Plakate angebracht. Darauf zu sehen war ein kleiner weißer Junge, darunter der Satz: „Wenn ich groß bin, schlage ich meine Frau!“ (Farrell, 2009)

Doch selbst in Bezug auf Krieg werden Männer nicht als Opfer angesehen, sondern dem Geschlechtsstereotyp entsprechend: wenn sie im Krieg kämpfen als Täter (oder Helden – je nachdem, auf welcher Seite sie kämpfen), wenn sie fallen oder verwundet werden als Helden, und wenn sie desertieren als Verräter oder Feiglinge. Auch hier bleibt das Stereotyp des Opfers nach wie vor den Frauen vorbehalten. Benatar (2012) zitiert einen Satz aus Hillary Clintons Ansprache auf einer Konferenz in El Salvador am 17. November 1998, der diese Aussage untermauert:

„Women have always been the primary victims of war. Women lose their husbands, their fathers, their sons in combat.“

Die unsagbaren physischen und psychischen Leiden, denen Männer in Kriegen weltweit ausgeliefert sind, werden laut Benatar (2012) nicht beachtet, verdreht oder verdrängt. Empathie erhalten meist die Angehörigen der Verletzten oder Gefallenen – jedoch nicht die Opfer selbst.

6.2.3 Versagen von Unterstützung

„Men are neither supposed nor allowed to be dependent. They are expected to take care of both others and themselves. And when they cannot do it or „will not“ do it [...] they are less than a man and therefore unworthy of help.“ (Marin, 1991, Seite 48)

Von erfolgreichen und mächtigen Mitgliedern einer Gruppe wird erwartet, dass sie keine Probleme haben, oder in der Lage sind, ihre Probleme selbst zu lösen falls doch welche auftreten. Marin (1991) analysierte anhand von Fallstudien über einen Zeitraum von 3 Jahren die Situation und die zur Verfügung stehenden Hilfsangebote für Obdachlose in den USA und stellte fest, dass Männer durch das Netz des Sozialsystems der USA fallen. Staatliche Unterstützung gibt es für männliche Obdachlose so gut wie gar nicht. Er vergleicht die Situation der Männer im amerikanischen Sozialsystem mit einem Rettungsboot: Frauen und Kinder zuerst! Für die fehlende Unterstützung von Männern, macht er die vorhandenen gesellschaftlichen Rollenerwartungen verantwortlich: Männer sind erfolgreich – die finanzielle Lage der meisten Männer wird daher oft überschätzt – und Männer sind stark – sie können oder

müssen für sich selbst sorgen. Sind sie dazu nicht in der Lage, entsprechen sie nicht der Vorstellung eines „richtigen“ Mannes. Außerdem betont er, dass obdachlose Männer eher Missachtung und Abwertung erfahren, obdachlose Frauen dagegen Mitleid. Während Männer meist selbst für ihre Lage verantwortlich gemacht werden, werden für Frauen meist externe und situative Gründe für Obdachlosigkeit unterstellt.

Hall (2012) spricht von einer Feminisierung des Sozialstaates und betont, dass es für männliche Opfer von Häuslicher Gewalt in den USA kaum Unterstützung gibt. Durch die fehlende Anerkennung von Männern als Opfer Häuslicher Gewalt werden kaum Hilfsangebote installiert, Fachpersonal wie zum Beispiel Sozialarbeiter werden einseitig ausgebildet.

Tsui, Cheung und Leung (2010) entwickelten einen Fragebogen über Hilfsangebote für männliche Opfer von Gewalt in Partnerschaften. Via Internet machten die Autoren Einrichtungen ausfindig, die multidisziplinäre Unterstützung für Opfer von Häuslicher Gewalt anboten. Sie kontaktierten insgesamt 960 Einrichtungen mit diesen Fragebögen und baten um Angaben zu erbrachten Hilfsangeboten für männliche Opfer. Trotz Erinnerungsschreiben und Bitte um Teilnahme antworteten insgesamt nur 76 Einrichtungen, was einer Rücklaufquote von 7,9% entspricht. Lediglich 68 Antworten konnten in die deskriptive Analyse miteinbezogen werden, da 8 Einrichtungen angaben noch nie Kontakt mit männlichen Opfern gehabt zu haben. Unter anderem befragten die Autoren die Einrichtungen danach, welche Gründe männliche Opfer daran hinderten Unterstützung in Anspruch zu nehmen. 66,7% der Einrichtungen gaben an, dass die Hilfsangebote nicht an Männer gerichtet werden, die meisten Einrichtungen befassen sich ausschließlich mit weiblichen Opfern. Als weitere Gründe wurden Scham und Angst der männlichen Opfer genannt. Zudem erfragten die Autoren welche Maßnahmen die Einrichtungen empfehlen würden, damit männliche Opfer mehr Unterstützung erfahren. Die Mehrzahl der Einrichtungen war der Meinung, das Thema „männliche Opfer“ müsse mehr öffentliche Beachtung bekommen. In Medien, Schulen, Universitäten müsste auch auf männliche Opfer aufmerksam gemacht werden, es sollte mehr Hilfseinrichtungen speziell für Männer eingerichtet werden und Fachpersonal sollte auch in Bezug auf männliche Opfer ausgebildet werden.

Auch hier sehen die Zahlen in Deutschland wieder ähnlich aus. Laut Zentraler Informationsstelle autonomer Frauenhäuser gibt es in Deutschland zur Zeit ungefähr 360 Frauenhäuser die meist aus staatlichen Mitteln finanziert werden. Obwohl sich die Zahl der Täter und Opfer zwischen Frauen und Männern fast die Waage halten (vgl. Punkt 6.2.2), gibt es in ganz Deutschland nur 2 Männerhäuser (Oldenburg und Berlin), die sich aus privaten Mitteln und Spenden finanzieren und keinerlei staatliche Förderung erhalten. Seit dem Bekanntwerden des Missbrauchsskandals durch Mitglieder der katholischen Kirche und durch Lehrkörper in verschiedenen Internaten in Deutschland hat sich seit geraumer Zeit zumindest das Bewusstsein für männliche Opfer von sexuellem Missbrauch im Kindesalter verändert. An dem Bewusstsein, dass auch erwachsene Männer Opfer von sexueller Gewalt sein können, muss noch gearbeitet werden. Ergebnisse darüber, wie die Versorgung und Unterstützung für diese Opfer in Deutschland aussieht, konnte leider nicht herausgefunden werden. Eine wissenschaftliche Untersuchung hierüber steht noch aus.

7 Diskussion

Es konnte gezeigt werden, dass nicht nur marginalisierte Gruppen unter den Auswirkungen von Vorurteilen, Stereotypen und Rollenzuschreibungen leiden. Auch Männer, als Angehörige der sozial dominanten Gruppe haben unter diesen Auswirkungen zu leiden und erfahren in vielen Bereichen eine Benachteiligung. So konnte gezeigt werden, dass Männer durch stereotype Bedrohung Einbußen ihrer Leistungen in stereotypisierten Bereichen aufweisen, aufgrund stereotypem Rollenverhalten weniger professionelle Hilfe in Anspruch nehmen, weniger auf ihre Gesundheit achten und enormem Leistungsdruck ausgesetzt sind. Männer die sich nicht stereotypkonform verhalten sind sozialen Sanktionen ausgesetzt und weniger beliebt. Ihnen wird oftmals der Status als „richtiger Mann“ abgesprochen. Und ob Männer nun als typisch oder atypisch männlich angesehen werden, sie sind in vielen Bereichen des alltäglichen Lebens erheblichen Benachteiligungen und Ungleichbehandlung ausgesetzt. Sei es härtere Bestrafung, weniger Unterstützung oder Förderung, fehlende Anerkennung als Opfer und entsprechend mangelnde Empathie für die Leiden von Männern. Bei Misserfolg, Unvermögen, Scheitern werden Männern meist

internale Gründe unterstellt, situative oder externale Ursachen werden bei Männern kaum berücksichtigt.

7.1 Grenzen der Untersuchung und weitere Implikationen

Alle relevanten Untersuchungen, die für diese Arbeit herangezogen werden konnten, stammen aus den USA, Kanada oder England. Um die Situation von Männern in Deutschland aufzuzeigen, konnten lediglich statistische Auswertungen sowie die Klosterstudie von Luy (2003) herangezogen werden, da keine relevanten Untersuchungen aus Deutschland zu dem gewählten Thema in den Ebescohost-Datenbanken gefunden wurden. Selbst unter den Studien, die für diese Arbeit untersucht wurden, sind nur wenige Untersuchungen, die sich direkt mit dem Thema Mann befassen, quantitativer Art und hier müssen meist Einschränkungen der Ergebnisse durch nicht repräsentative Stichproben (z.B. zu wenige Teilnehmer, ausschließlich studentische Versuchspersonen, die nicht als repräsentativ für die gesamte männliche Bevölkerung angesehen werden können) berücksichtigt werden. Die meisten Studien zu diesem Thema sind Literaturanalysen, Fallstudien, Praxisbeispiele, Dokumentenanalysen oder Deskriptive Auswertungen.

Zudem gibt es sicherlich noch mehr Bereiche, in denen eine Benachteiligung von Männern durch stereotype Annahmen zu erkennen ist.⁸ Aufgrund des beschränkten Umfangs dieser Arbeit konnte jedoch nicht jeder Bereich identifiziert, benannt und ausgewertet werden.

Um genauere und umfangreichere Erkenntnisse über die Situation von Männern zu erhalten, müsste auch die Forschung stereotype Annahmen überwinden und erkennen, dass auch Mitglieder dominanter Gruppen in erster Linie Menschen sind und psychische Vorgänge auch Implikationen auf diese Gruppe der Bevölkerung haben. Wenn sich Stereotype threat zum Beispiel wie „sich selbst erfüllende Prophezeihungen“ auswirken, wäre es für die Gruppe der Männer sicherlich interessant herauszufinden, ob hierdurch eine Kausalrichtung für aggressives Verhalten von Männern gefunden werden kann. Wird Männern das Stereotyp aggressiv zugeschrieben, weil Männer sich so verhalten oder verhalten sich Männer aggressiv, weil das Stereotyp des aggressiven Mannes als normativ für das männliche Geschlecht

⁸ Benatar (2012), Connell (1999) und Wagner-Link (2009) nennen als weitere Bereiche in denen Männer benachteiligt werden: Bildung, Privatsphäre, Beschneidung usw.

angenommen wird? Sind Männer aggressiver aufgrund der täglichen Anstrengungen, die unrealistischen Erwartungen eines „richtigen Mannes“ zu erfüllen (vgl. Inzlicht & Kang, 2010)? Vielleicht würden Männer sich mehr um die Reflektion ihrer Gefühle, ihrer Gesundheit und ihres Verhaltens kümmern, wenn dies die Forschung auch tun würde und damit Interesse auch für die Belange der Männer signalisiert? Zudem bleibt die Frage, warum sich Männer bisher nicht gegen die aufgezeigten Ungleichbehandlungen zur Wehr gesetzt haben? Greifen auch hier Stereotype Muster des „Ertragenmüssens“?

7.2 Fazit und Ausblick

Es ist anzunehmen, dass durch die doppelte Belastung durch positive und negative Stereotype nicht nur für die Gruppe der Männer eine tiefe Verunsicherung in Bezug auf die eigene Identität und die Erfüllung der gesellschaftlich zugewiesenen Rolle entsteht und sich in Unverständnis, Hilflosigkeit und Verzweiflung verwandeln kann. Zudem ist es nicht auszuschließen, dass diese Verunsicherung zu vermehrten Missverständnissen und Konfrontationen sowohl innerhalb, als auch zwischen den Geschlechtern führt, was nicht unbedingt zu einem harmonischen und gleichberechtigtem Zusammenleben und dem Wohl aller Beteiligten beiträgt. Es ist daher dringend an der Zeit, ein Bewusstsein dafür zu wecken, dass die Eigenschaften und Verhaltensweisen eines Menschen nicht nach der Zugehörigkeit zu seiner Gruppe – weder in Bezug auf sein Geschlecht, noch seiner Rasse, seiner Religion, seiner kulturellen Herkunft oder sexuellen Orientierung - zu beurteilen sind.

Die psychologische Forschungssituation zu dem gewählten Thema ist – nicht nur in Deutschland - absolut unzureichend und bisher zu einseitig auf die Benachteiligung von Frauen oder anderen marginalisierten Gruppen ausgerichtet. Wie sollen Wahrnehmung, Denken und Verhalten von allen Menschen verstanden, erklärt und vorhergesagt werden, wenn sich nur einer Hälfte oder ein paar wenigen Gruppen der Menschheit zugewandt wird? Wurden durch die einseitige Forschung selbst bisher nicht auch stereotype Annahmen eher unterstützt und gefördert?

Von Seiten der Politik und der Medien müssten Maßnahmen zur Gleichbehandlung nicht nur propagiert sondern auch tatsächlich durchgeführt werden. Benachteiligende Gesetzesformulierungen müssten korrigiert werden, Stereotype Rol-

lenerwartungen müssten abgebaut und relativiert werden. Aktuelle Forschungsbefunde hierzu sollten veröffentlicht und leichter für alle zugänglich gemacht werden.

Die Gleichheit vor dem Gesetz und die Gleichberechtigung aller Menschen ist in Deutschlands Verfassung festgeschrieben. Die tatsächliche Einhaltung dieser Grundrechte sollte in den täglichen Entscheidungen von Behörden und Gerichten überprüft und eingefordert werden. Vor allem aber muss ein öffentliches Bewusstsein auch für die Belange und Nöte von Männern geschaffen werden, indem staatliches Interesse signalisiert und Hilfsmaßnahmen in gleichem Umfang für alle Opfer – unabhängig von Geschlecht, Rasse etc. - installiert werden.

Kiselica und Englar-Carlson (2010) beklagen, dass seit geraumer Zeit eine Welle der Abwertung des Maskulinen sowohl im Alltag als auch in der Forschung erkennbar ist. Wichtig hierbei ist jedoch festzuhalten, dass Männlichkeit an sich nicht per Definitionem problematisch ist und Männer nicht grundsätzlich unter dem Bild der Männlichkeit oder unter Geschlechtsstereotypen leiden. Sowohl Kiselica & Englar-Carlson (2010), Lorber und Garcia (2010) als auch Moss-Racusin et al. betonen in ihren Arbeiten, dass nicht die Männlichkeit an sich, sondern das starre und rigide Festhalten an Geschlechtsstereotypen einen negativen Einfluss auf die eigene Identität durch sich selbst oder durch andere haben kann und dadurch ein Geschlechtsrollenkonflikt entsteht. Diese Autoren plädieren dafür, eine positive Männlichkeit in der Öffentlichkeit zu vertreten, in der Stärken hervorgehoben und wieder wertgeschätzt werden und Schwächen als menschliche Eigenschaften – nicht nur für Rand- oder benachteiligte Gruppen, sondern für alle Menschen – also auch für Männer, gesellschaftlich akzeptiert werden und sich niemand für Gefühle schämen oder entschuldigen muss. Dem kann ich mich nur anschließen.

Männer sind keine Schweine. Vielleicht sollte aber darüber nachgedacht werden, welche Folgen stereotypen Annahmen in unserer Einstellung und in unserem Verhalten nach sich ziehen können, wenn das nächste mal das oben aufgeführte Lied der Ärzte gespielt wird.

8 Literaturverzeichnis

- Addis, M. E., Mansfield, A. K. & Syzdek, M. R. (2010). Is "masculinity" a problem?: Framing the effects of gendered social learning in men. *Psychology of Men & Masculinity*, 11 (2), 77-90.
- Adorno, T. W. (1971). *Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959-1969*. Frankfurt a.M., Deutschland: Suhrkamp
- Alfermann, D. (1996). *Geschlechterrollen und Geschlechtstypisches Verhalten*. Stuttgart, Deutschland: Kohlhammer.
- Archer, J. (2000). Sex Differences in Aggression Between Heterosexual Partners: A Meta-Analytic Review. *Psychological Bulletin*, 126 (5), 651-680
- Aronson, E., Wilson, T. D. & Akert, R. M. (2008). *Sozialpsychologie*. München, Deutschland: Pearson.
- Aronson, J., Lustina, M. J., Good, C., Keough, K., Steele, C. M., & Brown, J. (1999). When White men can't do math: Necessary and sufficient factors in stereotype threat. *Journal Of Experimental Social Psychology*, 35 (1), 29-46.
- Benatar, D. (2012). *The second sexism: Discrimination against men and boys*. Oxford, UK: Wiley-Blackwell.
- Berger, J. M., Levant, R., McMillan, K. K., Kelleher, W. & Sellers, A. (2005). Impact of gender role conflict, traditional masculinity ideology, alexithymia, and age on men's attitudes toward psychological help seeking. *Psychology of Men and Masculinity*, 6 (1),73-78.
- Bierhoff, H. W. (1998). *Sozialpsychologie: ein Lehrbuch*. Stuttgart, Deutschland: Kohlhammer
- Brandes, H. (2001). *Der männliche Habitus*. Opladen, Deutschland: Leske + Budrich.
- Breckler, S. J. (1984). Empirical validation of affect, behavior and cognition as distinct components of attitude. *Journal of Personality and Social Psychology*, 47, 1191-1205
- Brengelmann, J. C. & Hendrich, G. (1990). Geschlecht und Geschlechtsrolle: Kompetenz, Lebensbewältigung und Streß. In Brengelmann, J. (Hrsg.), *Vorträge zur Verhaltenskompetenz und -inkompetenz*. Frankfurt a.M., Deutschland: Lang.

- Brownmiller, S. (1975). *Against our will*. New York, USA: Simon and Schuster.
- Bundeskriminalamt, Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS) 2011, Jahrbuch 2011. Retrieved May 08, 2013 from http://www.bka.de/nn_193232/DE/Publikationen/PolizeilicheKriminalstatistik/AeltereAusgaben/aeltereAusgaben__node.html?__nnn=true.aspx
- Bundesministerium des Inneren, Polizeiliche Kriminalstatistik 2011. Retrieved May 08, 2013 from http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/2012/PKS2011.pdf?__blob=publicationFile.aspx
- Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. Retrieved June 5, 2013 from <http://www.bagw.de/index2.aspx>
- Capers, B. (2011). Real Rape Too. *California Law Review*, 99 (5), 1259-1308.
- Connell, R. W. (1999). *Der gemachte Mann*. Opladen, Deutschland: Leske + Budrich.
- Coxell, A.W. & King, M.B. (2010). Male victims of rape and sexual abuse. (2010). *Sexual & Relationship Therapy*, 25 (4), 380-391.
- Eagly, A.H. & Chaiken, S. (1998). Attitude structure and function. In Gilbert, D., Fiske, S. T. & Linzey, G. (Hrsg.), *Handbook of social psychology*, 4. Aufl., 323-390. New York, USA: McGraw Hill.
- Eckes, T. (1997). *Geschlechterstereotype. Frau und Mann in sozialpsychologischer Sicht*. Pfaffenweiler, Deutschland: Centaurus.
- Farrell, W. (2009). Das Thema Mann im 21. Jahrhundert: Die Wut auf Männer und den Sexismus gegen sie beenden. Zur Theorie und Praxis der Überwindung der Geschlechterrollen. In Gruner, P.-H. & Kuhla, E. (Hrsg.). *Befreiungsbewegung für Männer* (S.321-353). Gießen, Deutschland: Psychosozial-Verlag.
- Gesundheitsberichterstattung Bund 2006. *Gesundheit in Deutschland 2006*. Retrieved June 5, 2013 from http://www.gbe-bund.de/gbe10/owards.prc_show_pdf?p_id=9965&p_sprache=d&p_uid=gast&p_aid=14040517&p_lfd_nr=1.aspx
- Güttler, P. O. (2003). *Sozialpsychologie*. München, Deutschland: Oldenbourg.
- Hall, R. E. (2012). The Feminization of Social Welfare: Implications of Cultural Tradition vis-à-vis Male Victims of Domestic Violence. *Journal Of Sociology & Social Welfare*, 39 (3), 7-27.

-
- Hirnstein, M., Freund, N. & Hausmann, M. (2012). Gender stereotyping enhances verbal fluency performance in men (and women). *Zeitschrift für Psychologie*, 220 (2), 70–77.
- Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. *Presseinformation des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung vom 26.7.2012 Hartz IV: Frauen werden seltener sanktioniert als Männer*. Retrieved February 8, 2013, from <http://www.iab.de/de/informationsservice/presse/presseinformationen/fb1112.aspx>
- Inzlicht, M. & Kang, S. K. (2010). Stereotype threat spillover: How coping with threats to social identity affects aggression, eating, decision making, and attention. *Journal of Personality and Social Psychology*, 99 (3), 467–481.
- Kersten, J. (1997). *Gut und (Ge)schlecht: Männlichkeit, Kultur und Kriminalität*. Berlin, Deutschland: De Gruyter.
- Kiselica, M. S. & Englar-Carlson, M. (2010). Identifying, affirming and building upon male strength: the positive psychology/positive masculinity model of psychotherapy with boys and men. *Psychotherapy Theory, Research, Practise, Training*, 47 (3), 276-287.
- Koenig, A. & Eagly, A. H. (2005). Stereotype threat in men on a test of social sensitivity. *Sex Roles*, 52 (7-8), 489-496.
- Lexikon der Psychologie. Alexithymie. Retrieved May 13, 2013 from <http://www.wissenschaft-online.de.ub-proxy.fernuni-hagen.de/abo/lexikon/psycho/551.aspx>
- Lexikon der Psychologie. Diskriminierung. Retrieved February 22, 2013, from <http://www.wissenschaft-online.de.ub-proxy.fernuni-hagen.de/abo/lexikon/psycho/3509.aspx>
- Leyens, J.-P, Desert, M., Croizet, J.-C. & Darcis, C. (2000). Stereotype Threat: Are Lower Status and History of Stigmatization Preconditions of Stereotype Threat? *Personality and Social Psychology Bulletin*, 26 (10), 1189–1199.
- Lorber, W. & Garcia, H. A. (2010). Not supposed to feel this: Traditional masculinity in Psychotherapy with male veterans returning from Afghanistan and Iraq. *Psychotherapy Theory, Research, Practise and Training*, 43 (3), 296-305.
- Luy, M. (2003). Causes of male excess mortality: insights from cloistered populations. *Population and Development Review* 29(4), 647-676

-
- Männerberatung. Männerhaus Berlin. Retrieved June 23, 2013 from <http://www.maennerberatung.de/maennerhaus.aspx>
- Marin, P. (1991). The Prejudice Against Men. (Cover story). *Nation*, 253 (2), 46-51.
- Moss-Racusin, C. A., Phelan, J. E. & Rudman, L. A. (2010). When men break the gender rules: Status incongruity and backlash against modest men. *Psychology of Men & Masculinity*, 11 (2), 140–151.
- Pascoe, E. A. & Richman, L. S. (2009). Perceived discrimination and health: A meta-analytic review. *Psychological Bulletin*, 135 (4), 531-554.
- Prentice, D. A. & Carranza, E. (2002). What women and men should be, shouldn't be, are allowed to be, and don't have to be: The contents of prescriptive gender stereotypes. *Psychology of Women Quarterly*, 26, 269-281.
- Smith, J. L. & Lewis, K.L. (2009). Men's interpersonal (mis)perception: Fitting in with gender norms following social rejection. *Sex Roles*, 61, 252-264.
- Statistisches Bundesamt Wiesbaden. Statistik über Inhaftierte in Deutschland am Stichtag 30. November 2012. Retrieved May 08, 2013 from https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Rechtspflege/StrafverfolgungVollzug/BestandGefangeneVerwahrtePDF_5243201.pdf?__blob=publicationFile. Aspx
- Statistisches Bundesamt Wiesbaden. Justiz auf einen Blick, Ausgabe 2001. Retrieved June 06, 2013 from https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Rechtspflege/Querschnitt/BroschuereJustizBlick0100001099004.pdf?__blob=publicationFile. aspx
- Stroebe, W., Hewstone, M. & Stepheson, G. M. (2008). *Sozialpsychologie – Eine Einführung*. Heidelberg, Deutschland: Springer.
- Steele, C. M. (1997). A threat in the air: How stereotypes shape intellectual identity and performance. *American Psychologist*, 52 (6), 613–629.
- Steele, C. M. & Aronson, J. (1995). Stereotype threat and the intellectual test performance of African Americans. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69 (5), 797–811.
- Stürmer, S. (2009). *Sozialpsychologie*. München, Deutschland: Ernst Reinhardt Verlag.
- Tajfel, H. & Wilkes, A. L. (1963). Classification and quantitative judgement. *British Journal of Psychology*, 54, 101-114.

-
- Theunert, M. (2009). Gemeinsam gegen Männlichkeitsideologie. In Gruner, P.-H. & Kuhla, E. (Hrsg.). *Befreiungsbewegung für Männer* (S.371-381). Gießen, Deutschland: Psychosozial-Verlag.
- Tsui, V., Cheung, M., & Leung, P. (2010). Help-seeking among male victims of partner abuse: Men's hard times. *Journal Of Community Psychology*, 38 (6), 769-780.
- Wagner-Link, A. (2009). *Frauen und Männer. Gender in der Psychotherapie*. Lengerich, Deutschland: Pabst.
- Wagner-Link, A. (1997). *Frauen zeigen Profil. Weibliche Wege zum Erfolg*. Renningen-Malmsheim, Deutschland: Expert-Verlag.
- Walker, J., Archer, J., & Davies, M. (2005). Effects of Rape on Men: A Descriptive Analysis. *Archives Of Sexual Behavior*, 34 (1), 69-80.
- WHO - World Health Organisation. Mental health: suicide prevention and special programmes. Retrieved May 08, 2013 from http://www.who.int/entity/mental_health/prevention/en.aspx
- Woodcock, A., Hernandez, P. R., Estrada, M. & Schultz, P. W. (2012). The consequences of chronic stereotype threat: Domain disidentification and abandonment. *Journal of Personality and Social Psychology*, 103 (4), 635–646.
- Zentrale Informationsstelle autonomer Frauenhäuser. Retrieved June 13, 2013 from <http://www.autonome-frauenhaeuser-zif.de/autonome.aspx>

9 Anhang

Autor	Art	Thema	Land
Addis, Mansfield & Syzdek (2010)	qualitativ / Literaturanalyse	Abwertung der Männlichkeit	USA
Archer, J. (2000).	quantitativ / Metaanalyse	Männer als Täter/Opfer	USA
Aronson, Lustina, Good, Keough, Steele & Brown (1999)	quantitativ / empirische Untersuchung	Stereotype threat Männer	USA
Berger, Levant, McMillan, Kelleher & Sellers (2005)	quantitativ / empirische Untersuchung	Auswirkungen durch männliche Stereotype	USA
Capers (2011)	qualitativ / Literaturanalyse	Männer als Opfer	USA
Coxell & King (2010)	qualitativ / Literaturanalyse	Männer als Opfer	UK
Hall (2012)	qualitativ / Literaturanalyse	Versagen von Unterstützung	USA
Hirnstein, Freund & Hausmann (2012)	quantitativ / empirische Untersuchung	Stereotype threat Männer	USA
Inzlicht & Kang (2010)	quantitativ / empirische Untersuchung	Stereotype threat spillover	CAN
Kiselica & Englar-Carlson (2010)	qualitativ / Literaturanalyse + Fallstudie	Positive Männlichkeit	USA
Koenig & Eagly (2005)	quantitativ / empirische Untersuchung	Stereotype threat Männer	USA
Leyens, Desert, Croizet & Darcis (2000)	quantitativ / empirische Untersuchung	Stereotype Threat allgemein	USA
Lorber & Garcia (2010)	qualitativ / Literaturanalyse + Fallstudie	Auswirkungen durch männliche Stereotype	USA
Luy (2003)	qualitativ / Dokumentenanalyse	Auswirkungen durch männliche Stereotype	GER
Marin (1991)	qualitativ / Fallstudien	Versagen von Unterstützung / Obdachlosigkeit	USA
Moss-Racusin, Phelan & Rudman (2010)	quantitativ / empirische Untersuchung	Auswirkungen durch Verletzung männlicher Stereotype	USA
Pascoe & Richman (2009)	quantitativ / Metaanalyse	Auswirkungen durch Diskriminierung	USA
Smith & Lewis (2009)	quantitativ / empirische Untersuchung	Auswirkungen durch Verletzung männlicher Stereotype	USA
Steele (1997)	quantitativ / empirische Untersuchung	Stereotype threat allgemein	USA
Steele & Aronson (1995)	quantitativ / empirische Untersuchung	Stereotype threat allgemein	USA
Tsui, Cheung & Leung (2010)	quantitativ / Deskriptive Analyse	Versagen von Unterstützung / Männer als Opfer	USA

Autor	Art	Thema	Land
Walker, Archer & Davies (2005)	quantitativ / Deskriptive Analyse	Männer als Opfer	UK
Woodcock, Hernandez, Estrada & Schultz (2012)	quantitativ / empirische Untersuchung	Chronic Stereotype Threat	USA

Tabelle 3: Ausgewählte empirische Artikel

10 Pressemitteilung

Männer gelten in unserer Gesellschaft als mächtig, erfolgreich und privilegiert. Man verbindet Männlichkeit mit Stärke, Leistung, Erfolg, Geld, Macht und Einfluss. Dass diese Erwartungen sogar in doppelter Hinsicht negative Folgen für die Männer haben können, wurde bisher kaum beachtet.

Durch die stereotypen Annahmen wird ein unglaublicher Druck auf die Gruppe der Männer ausgeübt. Um den normativen Ansprüchen als Mann zu genügen, müssen eigene Verhaltensweisen an die Rollenerwartungen angepasst werden – abweichendes Verhalten wird mit sozialen Sanktionen belegt. Scheitern oder Versagen wird bei Männern eher auf schwache oder schlechte Charaktereigenschaften zurückgeführt, externe oder situative Faktoren werden bei Männern kaum berücksichtigt. Nicht selten führt dies zu Verunsicherung und Konflikten in der eigenen Identität aber auch zu Benachteiligung und Ungleichbehandlung durch andere.

Das Festhalten an traditionellen Männlichkeitsidealen führt zum Beispiel dazu, dass Männer seltener zum Arzt gehen, weniger auf ihre Gesundheit achten, weniger professionelle Hilfe in Anspruch nehmen. Probleme oder Leiden werden durch Alkohol oder Drogenkonsum betäubt. Eine Auseinandersetzung mit Gefühlen wird vermieden, da dies als nicht männlich angesehen wird. Männer begehen weltweit dreimal häufiger Selbstmord und sterben verhaltens- und umweltbedingt durchschnittlich sechs Jahre früher als Frauen. Auch als Mitglieder der gesellschaftlich dominanten Gruppe, erfahren Männer Diskriminierung. So werden Männer zum Beispiel schneller, häufiger und härter bestraft, in Sorgerechtsurteilen haben Männer meist das Nachsehen und auch beim Leistungsbezug durch das Arbeitsamt werden Männer schneller und härter sanktioniert als Frauen. Staatliche Unterstützung für Männer gibt es in vielen Bereichen kaum oder gar nicht. Obwohl weltweit die Mehrzahl der Opfer von Gewalttaten Männer sind, wird ihnen die Opferrolle nicht zugestanden. Auch hier fehlen Hilfsangebote und Unterstützung.

Benachteiligung für Männer wurde bislang auch von Seiten der Wissenschaft nicht berücksichtigt und daher kaum oder unzureichend untersucht. Um Gleichbehandlung und Gleichberechtigung zu erlangen, müssten auch in der Wissenschaft stereotype Annahmen überwunden werden und einseitige Forschung überprüft werden.

11 Erklärung

Name: Sandra Hermann
Matrikel Nr.: 7670036
Fach: Psychologie
Modul: Abschlussarbeit

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Abschlussarbeit mit dem Thema

„Männer sind Schweine!“:

Negative Auswirkungen von Geschlechtsstereotypen auf Männer

ohne fremde Hilfe erstellt habe. Alle verwendeten Quellen wurden angegeben. Ich versichere, dass ich bisher keine Haus- oder Prüfungsarbeit mit gleichem oder ähnlichem Thema an der FernUniversität oder einer anderen Hochschule eingereicht habe.

Datum: _____ Unterschrift: _____